

Mala und Re

Eine Ameisenfreundschaft



Roman von
Bernhard Isenmann

Walter Seifert-Verlag-Stuttgart





Nala und Re

Nala und Re

Eine Aneisenfreundschaft

Roman

von

Bernd Isemann

1 9 2 0

Walter Seifert, Verlag
Stuttgart / Heilbronn

Alle Rechte — insbesondere das der Uebersetzung — vorbehalten
Copyright 1920 by Walter Seifert, Verlag, Stuttgart/Heilbronn

Erstes Kapitel.

Da wo der Rasen an den Weg stieß, und ein flacher Stein den kleinen Abhang schützte, stand das Nest der schwarzen Ameisen. Ein warmer Sommerregen war gefallen, so daß die Bewohner sich unter den flachen Stein hatten flüchten müssen. Nun aber, während schon wieder die Abendsonne die schlanken Gräser trocknete, waren sie an der Arbeit, eine neue, ganz besonders prächtige Kuppel zu bauen. Der Boden war weich, ohne durchnäßt zu sein, und die Erdbrocken ließen sich leicht lösen. Bis in die tiefste Dunkelheit der Nacht hinein schafften sie wie um die Wette. Es galt nämlich einen neuen Gang zu graben, der tiefer unter den Stein führen sollte, damit die kleinen, empfindlichen Larven vor einem zweiten Regenguß besser geschützt wären. Es waren nur Handwerker, die da in der Dunkelheit kamen und gingen, und sie fanden sich ebenso gut zurecht, wie wenn es heller Tag gewesen wäre. Eines hinter dem andern tauchten sie aus der Tiefe, jedes mit seinem Erdklümpchen in den Kiefern, die einen legten das ihre nah' am Ausgang auf die halbfertige Brüstung, andere gingen weit bis ans andere Ende des Baues, tasteten sorgfältig die Stelle ab, wo es am besten liegen würde, und drückten es schließlich fest an, ehe sie umkehrten. Aber schon war die nächste Handwerkerin zur Stelle, und das ging so die ganze Nacht.

Und langsam nach sauberem Plan stieg zwischen

den Gräsern die lustige Kuppel empor, die Wände näherten sich und die Bogen spannten sich über die Halle. Zwar kam es vor, daß dann und wann eine ungeschickte Arbeiterin ihren Stein an die falsche Stelle legte. Dann nahm eine andere ihn wieder auf und verwendete ihn, wie er gerade passen wollte. Es war kein Schelten und kein unnötiger Lärm, und alle taten ihr Bestes.

Als am nächsten Morgen die Sonne aufging, war das Werk vollendet, und nun sah man erst, wie prächtig es dastand. Sogleich begann das Leben im Bau, wie an jedem Tag, aber alle, die aus- und eingingen, mußten es loben, und das erste, was die Ausziehenden taten, war, daß sie empor schauten zu den winzigen Enden der Halme, die wie die Wimpel eines Schlosses aus der Kuppel hervorragten. Im Innern der Kuppel aber waren weite, kühle Hallen zum Spaziergehen, wie die Ameisen es lieben. Da herrschte ein grünliches Dämmerlicht, und die Leute, die von auswärts kamen, konnten sich ausruhen, bevor sie Last und Vorräte in die tieferen Stockwerke schafften. Aber auch da unten hatte sich manches verändert. Der neue Gang und die anschließenden Zimmer waren ausgehöhlt, und unter dem Stein war man eben im Begriff, die erste Kammer zu beziehen.

Gulli, die alte Wärterin, ließ sich den Weg zeigen. Sie war es, die mit allem Ernst darauf gedrungen hatte, daß ein neuer Larvensaal angelegt würde. Nun kam sie nachsehen, ob sie ihn auch brauchen könnte. Vorsichtig tastete sie sich voran. „Der Gang ist viel zu steil,“ sagte sie prüfend.

„Wir konnten nicht anders, weil der Stein einen Vorsprung hat,“ erklärte die Werkmeisterin. „Das konnte niemand im Voraus wissen.“

„Mag sein. Aber als Larvensaal ist das unmöglich.“

„So muß ein zweiter Gang gegraben werden. Aus dem dritten Stockwerk könnten wir ihn in ebener Richtung unter den Stein führen,“ erwiderte die Werkmeisterin. „Dann hätten wir zwei Verbindungen, was kein Schaden wäre.“

„Wie es gemacht wird, müßt ihr wohl wissen,“ entgegnete Gulli, „aber das hättest du dir wirklich sagen können, daß ich hier keine Larven hinauf und hinunter schaffen kann. Das muß geändert werden. Und nun die Kammer. Die scheint ja in Ordnung zu sein, wird denn der Stein in dieser Tiefe auch die nötige Wärme geben?“

„Es ist noch sehr früh,“ beschwichtigte die Werkmeisterin.

„Und der andere Saal?“

„Wir sind noch an der Arbeit. Man sagte doch, er sollte sehr groß werden. Ich habe einen Gang nach außen vorgesehen. Er verläuft fast eben, weil da der Abhang zu Hilfe kommt, und mündet dann unter dem welken Blatt, wo man schon im Frühjahr die Puppen untergestellt hat.“

„Gut. Das ist sehr praktisch. Wenn es nur nicht gefährlich ist. Du weißt, seit dem letzten Jahr hab ich alle Freude an Aus- und Eingängen verloren. Je weniger Tore, um so besser lassen sie sich verteidigen.“

„Gar kein Gedanke, daß das gefährlich sein könnte. Erstens kommt eine tüchtige Wache hin, und dann habe ich noch besondere Pläne, weil es doch immerhin ein wenig abgelegen ist. Wir führen den Gang gewunden und machen weite Abzweigungen, die blind endigen. Kommt ein Feind, so folgt er dem breitsten Gang, steht plötzlich am Ende, und findet sich nur langsam zurecht.“

Gulli hörte kaum hin. „Schon gut,“ sagte sie abwehrend, „das ist eure Sache. Aber nur ums Himmelswillen nicht so steil. Einstweilen kann ich hier gar nichts anderes tun als Puppen unterbringen. Der Puppenaal ist ja auch überfüllt, aber ich hatte mir gerade Larvensäle ausgedacht. Ich kann doch nicht eine auf die andere legen.“

„Wenn man einen Teil in die Kolonie brächte,“ riet die Werkmeisterin.

„In die Kolonie! Fängst du auch damit an? Damit sie sich erkälten! Nein, meine Gute, davon verstehst du nichts. Sieh zu, daß so bald als möglich alles geschieht, wie ich gesagt habe.“

Die Werkmeisterin prüfte mit den Fühlern den Stein, lief eine Strecke weit an der Wand empor, und betastete die Decke. Es war alles in Ordnung. „Wir wollen gleich daran gehen,“ sagte sie dann und entfernte sich. Gulli kroch nochmals durch den Raum, untersuchte die Winkel und befühlte den Stein und wandte sich dann dem bewohnten Teil des Hauses wieder zu. Halbwegs im Gang hielt sie erschöpft an, denn er war gar zu steil. In diesem Augenblick kam eine Schar Pflegerinnen ihr entgegen. Sie hatten ihre kleinen weißen Larven zwischen den Kieferzangen und hielten sie vorsichtig gerade aus, um nicht anzustoßen. Als sie Gulli sahen, liefen sie freudig auf sie zu. Aber das war ihr gar nicht recht.

„Was ist das?“ rief sie laut. „Marsch in die Kammern zurück. Ich kann unmöglich da unten die Larven hinlegen. Seht doch den steilen Gang!“

„Es wird schon gehen,“ meinte die Nächststehende und tastete ein wenig hinunter.

„Ich sage euch Kinder, es geht nicht. Ihr tragt eure Larven zurück, und wenn ihr keinen Platz findet, so tut die Neuangekommenen in die Zimmer rechts oben.“

„Da sind Vorräte.“

„Also werde ich mit der Verwalterin sprechen. Nun aber packt eure Bündel wieder auf.“

„In unserem Saal ist es noch ganz feucht vom Regen,“ murzte eine andere.

Gulli schüttelte den Kopf. „Ihr müßt euch schon noch gedulden. Aber schickt mir gleich vier Helferinnen, ich warte unten. Sie sollen ausgewachsene Puppen mitbringen. Diese Larve hat Hunger,“ sagte sie dann zu einer der Nächststehenden.

„Ich weiß schon. Es ist auch gar kein Platz da,“ trozte die Wärterin. Aber sie legte gleich das unbeholfene Würmchen vor sich hin, und während sie es mit den Fühlern ermunterte, ließ sie einen Tropfen Nahrung in das rote Mündchen gleiten. Dann hob sie das gierig schlürfende Ding wieder auf und lief eilig ihren Genossinnen nach, die schon auf dem Rückweg waren. Sie murrten noch lange unter einander und schalten auf die Werkmeisterin. Dann aber verteilten sie sich wieder in ihre Säle.

Die alte Gulli war unterdessen wieder hinuntergestiegen und verteilte in Gedanken den Platz. Man mußte sich wirklich einrichten in diesem Jahr. „Ich weiß nicht,“ sagte sie sich, „wie es im letzten Jahr hat gehen können. Allerdings fand gerade damals der furchtbare Ueberfall statt. Hunderte von Puppen haben die frechen Räuber fortgeschafft. Da war es denn kein Wunder, wenn für den Rest Platz genug übrig war.“

Hoffentlich bleiben wir in diesem Jahr von ähnlichem Unglück verschont."

Die Helferinnen kamen an, vier kräftige, junge Ameisen. Mit äußerster Leichtigkeit trugen sie die braunen, knitterigen Säcke, die doch fast größer waren als sie selber. Es regte sich schon kräftig im Innern, die jungen Ameisen wollten ans Licht in ein neues Leben und hatten den Puppenschlaf satt. Vorerst legten die Zugelkommenen ihre Last im äußersten Winkel des Saales ab und begannen sodann die Vorbereitungen.

"Wer gehört zusammen?" fragte Gulli. Es waren nämlich immer zwei Kameraden für die Arbeit nötig. Die Beteiligten traten zu einander. Die eine Partei wurde fortgeschickt, um noch mehr ausgewachsene Puppen zu holen, die beiden anderen behielt Gulli zurück. Sie hießen Utta und Forge. Unverzüglich nahmen sie eine Puppe zwischen sich, und während die eine das Säckchen öffnete und vorsichtig das junge Geschöpf festhielt, zog die andere die Hülle ab und warf sie bei Seite. Da lag nun ein kleines, gelbes Wesen, schon ganz ameisenhaft und ausgewachsen, aber so unbeholfen, daß es nur eben mit den äußersten Gliedmaßen zuckte, aber niemals auf den eigenen Beinen hätte stehen können. Denn es stak noch ganz in einer dünnen, durchsichtigen aber äußerst zähen Haut, die sich eng an den Körper legte und Brust und Leib, jedes einzelne Glied, ja sogar die Fühlhörner wie in einem kaum sichtbaren Handschuh hielt.

Hier und da half Gulli nach, das enge Hemd von den farblosen Gliedern ziehen. Sie waren darin geübt, ihre Kieferzangen wie stumpfe Schabmesser zu gebrauchen, und die Arbeit ging hastig ohne Wort und Unterbrechung von statten. Das zweite Paar hatte inzwischen einen

kleinen Stapel von Puppen herbeigetragen und machte sich gleichfalls an die Arbeit des Auspackens. Sie verstanden es gut. Nun lagen die kleinen Kerlchen da, so hilflos und starr, daß es zum Erbarmen war, und es schien, daß die Prozedur, die mit ihnen vorgenommen wurde, ihnen ebenso unangenehm war wie einem Kind das gründliche Waschen. Mit fürwitzigen und zugleich verduhten Mienen ließen sie es mit sich geschehen, daß man sie auf die Seite oder auf den Rücken legte, bald hier, bald dort rupfte, zerrte und riß. Ja, sogar am Hals mußten sie von dem Häutchen befreit werden, dessen Fäden in kleinen Schuppen bald ringsum den Boden bedeckten.

„Das sind zwei prächtige Kerle,“ sagte die alte Gulli, und fuhr ihnen beiden von unten her mit der Zunge übers Gesicht, damit die Fühler in schönem, scharfem Knick zurückgelegt würden. Sie sahen aber noch immer recht jämmerlich aus, als sie endlich ganz ermattet ein wenig die Glieder regen konnten. Mit linkschen Bewegungen rieben sie sich den Puppenschlaf aus den Augen und versuchten um sich zu tasten.

„Die ersten, die in diesem Saal ausgeschlüpft sind!“ sagte die eine der Helferinnen, die noch nicht ganz fertig waren. „Wir wollen sie zusammentun, nicht wahr, liebe Gulli?“

„Tut, was ihr wollt,“ erwiderte die Alte. „Aber macht eure kleine Feier ein bißchen rasch. Denn wir haben wirklich keine Zeit zu verlieren.“

„Liebe Gulli,“ fiel Utta ein, „das ist das erste Paar, das in diesem Saale ausgeschlüpft. Es muß schon ein bißchen festlich begangen werden.“

„Freilich“, stimmte Forge bei, „aber es ist nicht viel

zu sagen, als daß sie in guten und schlimmen Stunden zusammenhalten sollen als treue Geschwister, wie es bei uns Sitte ist. Weil sie die ersten sind, so wollen wir ihnen die beiden Namen unserer Königin geben. Welche soll Nala heißen?“

„Diese hier,“ schlugen zu gleicher Zeit Attas und Forges Partnerinnen vor. „Sie hat so feine lange Fühler wie eine Königin.“

„So heißt unser Pflegling Ke,“ bestimmte Atta, und Forge setzte hinzu: „Seht nur, wie Ke die Fühler bewegt, sie steht schon ganz fest auf den Beinen,“ und dann lehrte sie Ke vorsichtig um, sodaß sie nun Nala ins Gesicht sehen konnte, und ihre Köpfe sich fast berührten. Ke war noch recht schwach, aber weil sie so nah an das kleine Geschöpf zu stehen kam, so wagte sie mit den Fühlern eine ungeschickte Liebkosung, über die alle Anwesenden, auch Gulli, lachen mußten.

„Nun ist's aber genug,“ drängte Gulli, „wir kommen ja nicht voran. Eilig! Jetzt kommen die beiden nächsten dran.“

„Noch ein klein wenig,“ bat Atta, ich will ihnen doch auch ein Wort mitgeben. „Ihr seid zusammen ausgeschlüpft, darum seid ihr ein Paar. Ihr sollt gute Kameradschaft halten und euch lieb haben. Zwei Kameraden sind ein Paar, nicht wahr, Forge? Das ist so herrlich, daß man immer zu zweit ist, beim Spielen und bei der Arbeit. Ich möchte nie wieder ohne Kameraden sein.“

Gulli schüttelte den Kopf. „Ach ja,“ sagte sie, „wie lang ist es schon her, daß ich meinen Kameraden nicht mehr habe. Ich hätte gedacht, ich könnte nicht ohne ihn

leben, und nun lebe ich immer noch. Aber es ist schon recht, so wie ihr sagt."

Die beiden, denen die Ansprache galt, verstanden zwar nicht alles, aber die Wichtigkeit des Augenblicks fühlten sie wohl. Von ihrer Larvenzeit her hatten sie genug behalten, um zu verstehen, daß sie für einander bestimmt wurden. Ke machte noch einen Schritt voran, dann aber fiel sie auf die Seite, und wieder lachten alle.

Nala war fein und geschmeidig gebaut, sie hatte weiche Härchen auf dem Kopf und große, schimmernde Augen, dazu vorn auf der Stirn drei kleine Punktäuglein, die das entzückendste Dreieck bildeten, das eine Ameise nur haben kann.

So war denn Ke von Anfang an für ihren Kameraden aufs beste eingenommen und hätte am liebsten gleich mit Spielen begonnen. Auf ihren taumeligen Beinchen aber fiel sie immerfort um oder war genötigt, sich auf den Bauch fallen zu lassen. Und Nala erst war noch viel zu schwach. Als eine ihrer Pflegerinnen ihr einen kleinen Stoß gab, um sie ein wenig auf die Beine zu bringen, hielt sie sich nur krampfhaft am Boden fest. Darum faßte Gulli sie kurz entschlossen an einem Bein und zog sie trotz ihres Sträubens in die Ecke an die warme Wand des Steins. Da mochte sie schlafen, und Ke gesellte sich schwerfällig zu ihr.

"In einer halben Stunde werden sie ausgewachsen sein," meinte Forge.

Utta lachte auf. „Eine halbe Stunde! Was denkst du, zehn Minuten und sie laufen davon.“

„Was wollen sie denn werden?“ fragte Gulli. „Mir scheint, Nala wird für den Kriegsdienst nicht geschaffen sein.“

„Aber für Handwerker sind sie zu gut,“ sagte Atta, „sie sind aus der obersten Kammer, vielleicht bringen sie es zu etwas Besserem. Man sieht es ihnen doch gleich an, aus welcher Kammer sie kommen. Paßt auf, so zart Nala ist, sie sieht klug und flink aus, und Re macht gescheite Augen.“

„Ich meine,“ erwiderte Forge, „sie gleicht ein wenig unserer Lehrerin, die jüngst in den Staatsrat kam und jetzt die auswärtigen Kolonien unter sich hat.“

„Sie war sehr streng, und ehrgeizig war sie immer,“ bestätigte Gulli.

„Ja, aber auch besonders gescheit. Sie war aus der zweiten Kammer. Man sieht, wie die Einteilung manchmal irrt, und mancher aus Nummer Eins ist sein Lebenlang Soldat oder Handwerker geblieben.“

Einen raschen Blick noch warfen die Erwachsenen auf das liebliche Paar in der Ecke, wie sie da mit verschränkten Beinen, ganz wie zwei Kinder in einem Bett, sich umschlungen hielten und schon schliefen, dann kehrten sie zu ihrer Beschäftigung und ihren Pflichten zurück. Denn hinter ihnen wartete ein ansehnlicher Haufen von Puppen, die alle ihrer Befreiungstunde entgegensahen. Es galt Eile, wenn man mit alledem noch fertig werden wollte.

In diesem Augenblick erschien eine Handwerker-Ameise, um die Decke zu glätten. Sie sei von der Werkmeisterin geschickt. Aber Gulli ließ sie gar nicht eintreten. „Das muß ein andermal sein,“ wehrte sie ab, „aber wie steht es mit dem nächsten Saal?“

Die Arbeiterin gab willig Auskunft, daß er fast fertiggestellt sei. Auch der Ausgang zum welken Blatt war eben fertig geworden. „Es fehlen nur noch die Schutzgänge,“ setzte sie hinzu.

„So will ich mir die Sache einmal ansehen,“ erwiderte Gulli und machte sich auf den Weg.

Eine Zeitlang nun waren die Helferinnen mit doppeltem Eifer an der Arbeit. Sie wollten der alten Gulli zeigen, wie sie auch ohne Aufsicht es an Fleiß nicht fehlen ließen. Plötzlich aber richteten sich alle Vier zu gleicher Zeit auf und lauschten angestrengt. Ein Zittern wie von feinen Glocken lief durch den Bau und schwoll langsam an zu einem tiefen Dröhnen. Wie wenn Sturm geläutet wird, so brauste es, vielfältig in den Gängen gebrochen, zu einem wilden Tumult an. Das war das Zeichen, daß eine Gefahr drohte. Mit ein paar Sprüngen standen die Vier oben auf dem Gang und horchten in das Brausen hinein, das ihnen entgegenstürzte, als wollte es sie mitreißen.

„Ist etwas geschehen?“ fragte Forge.

„Wir werden sehen,“ erwiderte Atta im Laufen.

Als sie den Hauptgang erreicht hatten, wälzte sich bereits eine Sturzwelle junger Ameisen an ihnen vorbei, von denen jede eine Larve trug. „Die Räuber kommen,“ riefen sie schon von weitem, „sie haben die Kolonie überfallen, gleich sind sie da,“ und all die schwarzen Gestalten verschwanden in der Erde wie ein Regenstrom, der auf durstiges Land fällt. In der allgemeinen Verwirrung strebte ein jedes nur darnach, in die Tiefe zu kommen und seinen Pflegling in Sicherheit zu bringen.

Vom Schreck gelähmt standen die Vier unbeweglich und starrten in das blinde Gewühl, das wie ein schwarzes Seil, die Röhren vollständig füllend, dahinzog. Dann aber kam der Gedanke an die Puppen und Nala und Re, die unten im Saal lagen, und eilends liefen sie zurück.

Während der größte Teil der Pflegerinnen im richtigen Gefühl die tiefsten Kammern zu erreichen suchte, gerieten andere mit ihren Larven und Puppen ins Freie, versuchten sich auf umliegende Gräser zu retten oder in Schlupfwinkeln zu verstecken, und vermehrten so nur die Verwirrung. Aber nach wenigen Augenblicken schon waren sämtliche Ausgänge von Soldaten besetzt, die mit weitgeöffneten Kiefern ihre gewaltigen Zangen voll Kampfeslust dehnten, und niemand mehr herausließen. Im Innern übernahmen sie die Führung der Flüchtigen, und der erste Schreck ließ im Gefühl der gewaltigen Menge von Verteidigern bald nach. Noch immer trafen von der Kolonie her flüchtige Scharen ein, und in der Halle sammelte sich das vielfältigste Volk.

Es waren dieselben Räuber, die schon im verflossenen Jahr einen Ueberfall gemacht hatten, riesige Ameisen, gelbrote Gefellen mit dolchscharfen Sicheln statt der Zangen und einer Körperkraft, um mit zehn Soldaten auf einmal fertig zu werden. Aber die Soldaten kannten keine Furcht. Mit drohend zurückgelegten Fühlern standen sie in den Toren und spähten die Straße hinunter, ob ihre Augen zwischen den Gräsern nicht den geschmeidigen Leib eines Feindes schimmern sähen.

Als einige Zeit so vergangen war, ohne daß die Gefahr näher zu kommen schien, trat von selbst eine Stille ein, eine bange Stille in den Herzen der Vielen, die in der Tiefe der Kammern warten mußten und, ohne zu wissen, was oben vor sich ging, die junge, unbeholfene Brut vielleicht zum letztenmal an sich drückten. Auf dem Dach der Kuppel liefen die Anführer hin und her und feuerten den Mut der Soldaten an, indem sie umherliegende Holzstückchen mit den Zangen packten und in die

Luft warfen. Diesesmal trat man den Räubern anders vorbereitet entgegen als im vergangenen Jahr.

Da endlich zeigte sich der erste Feind auf der Straße von der Kolonie her. Er war im eiligen Lauf und stand nun, stukig gemacht durch eine geschlossene Reihe auf-gepflanzter Bajonette, die sich ihm entgegenstreckten. Sein ziegelroter, im Vergleich zu seinen Gegnern ungeheurer Panzer glänzte von Gesundheit und Kraft, als wäre er poliert. Ein wenig verächtlich blickte er auf den Haufen, der aus dem Haupttor auf ihn loschoß. Er hob nur seinen Leib auf den schlanken Beinen höher und legte die Fühler zurück. Aber schon war er von zwanzig Soldaten zu gleicher Zeit gepackt und an Fühlern und Beinen gleichsam auf den Fleck gefesselt. Er konnte sich nicht mehr rühren. Eben so viele andere rannten über ihn hin, bissen ihn und spritzten ihr Gift in Augen und Mund des Ungeheuers. Es half ihm nichts, daß er die Sichelzangen grimmig aufriß und knirschend schloß, man wick diesen Waffen wohlweislich aus, und in kürzester Zeit rollte der gewaltige Kopf, immer noch die Sichel auf- und zuflappend, vom Rumpf. Der Körper sank hin und die Beine kreuzten sich im Todeskampf. Der erste Tote. Zum abschreckenden Beispiel wurde er auf der Straße liegen gelassen und die gelbe Mittagsonne spielte auf seinem glänzenden Panzer.

Außer an diesem Punkt war es noch zu keinem Handgemenge gekommen. Aber schon zogen sich die ausgesandten Späher auf das Nest zurück, vom Feind bedrängt, der wartete, bis seine Streitkräfte die ganze Stadt umzingelt hätten. Endlich, mit einemmal wogte es von allen Seiten aus den dichten Gräsern hervor, und den Soldaten sank fast der Mut, als sie die rote Flut auf

sich losstürmen sahen. Sofort war an allen Punkten zugleich der Kampf im Gang. Die Feinde, hochaufgerichtet auf den starken Beinen, packten die Soldaten und warfen sie nach rechts und links mit wütenden Bissen auseinander. Es war ihnen mehr darum zu tun, den Eingang zu gewinnen als zu töten; das hätte zu lange gedauert, und sie mußten immer fürchten, bei längerem Verweilen festgehalten und von der Uebermacht überwältigt zu werden. Darum blieben sie immerfort in Bewegung, indem sie bald hier, bald dort den Angriff versuchten, mit der breiten Stirn sich den Weg bahnten, über eine Reihe Anstürmender hinwegsetzten und den schwarzen Strom mit Gewalt teilten, der ihnen aus der Erde entgegenquoll. Hier und da entstand ein Knäuel Ringender, wo die Schwarzen einen Riesen festhalten konnten, und ineinanderverbissene Tote und Lebende nicht mehr zu unterscheiden waren. Dort wieder sanken die mutigen Verteidiger unter den scharfen Sicheln in der furchtbaren Umarmung, mit der die Räuber sie an sich rissen. Sie waren dann wie kleine Knaben, die versuchen, sich einer Schar bewaffneter Krieger zu widersetzen.

Einen Augenblick schien es, als ob die Angreifer weichen müßten. Aber es war nur, um sich zu sammeln, und über die Genossen hinweg, die mühsam gegen die Verteidiger standhielten, gelang es nun den Ersten, den Eingang zu erreichen. Einmal in den Gängen, war es schwer, sie sofort zu erkennen und anzuhalten. Indem sie mit der Stirn den Durchgang erzwangen, und alles, was sich ihnen ernstlich entgegenstellte, niedermachten, gelangten sie bis in die Säle, wo die Brut versteckt war. Dort entstand eine ungeheure Verwirrung. Die Pflegerinnen, die noch eben die Nachricht erhalten hatten, daß

der Kampf glücklich stand, waren durch das plötzliche Erscheinen der roten Gestalten wie gelähmt. Diesen Augenblick benutzten die Räuber, um sich blindlings auf Puppen und Maden zu stürzen und ebenso rasch wieder zu verschwinden.

Als der erste Schreck gewichen war, wimmelten schon die Säle von Räubern und Leichen. Aber es war nicht allzuviel, was sie erbeuteten. Nur was in den tiefsten Zellen keinen Platz mehr hatte finden können, gelang ihnen fortzuschleppen. Unten verbrachte die Königin, umgeben von ihren Getreuen, qualvolle Minuten der Not. - Kein Trösten, kein Streicheln vermochte sie zu beruhigen.

Wer in diesem Augenblick, als die Feinde sich auf den Rückweg machten, von oben her das Ameisenneft am Wegstein betrachtet hätte, dem wäre es erschienen wie ein unterirdisch erhitzter Kessel, aus dem ringsum ein gelblichroter Schaum überlief. Ein Wehgeschrei der Qual und Wut tobte durch den Bau, als die geschmeidigen Räuber mit ihrer Beute davonjagten. Zwar mancher noch konnte auf der Flucht festgehalten werden, weil er mit der empfindlichen Puppe zwischen den Riefen wehrlos war. Denn diese sichelförmigen Waffen, die eben noch aufs Wildeste und Gewalttätigste die Panzer durchbohrt hatten, hielten nun mit zierlicher Vorsicht die kleinen Wesen fest, mit komischer Sorgfalt und auf nichts als auf Flucht bedacht. Was half es, daß die Ueberfallenen zu Verfolgern geworden waren, sie konnten ihnen die Beute nur selten abjagen. In Scharen sah man sie dort mit ihren gelblichen Päckchen über die Ebene stürmen, als wären sie selbst die Ueberfallenen gewesen.

Zweites Kapitel.

Als Atta und Forge vernommen hatten, daß die Räuber das Nest umzingelten, waren sie eiligst in die neue Kammer zurückgekehrt, um die dort angehäuften Puppen in Sicherheit zu bringen. Als sie aber mit den ersten Pfleglingen den steilen Gang emporstiegen, fanden sie ihn gerade an seinem Ende eingestürzt. Offenbar hatte das noch nicht genügend geglättete Gewölbe dem Andrang der Fliehenden nicht standhalten können. Sie standen vor einem Haufen Schutt, und sicher dachte niemand daran, ihn aufzuräumen. Sie mußten wieder umkehren und alle vier berieten, was zu tun sei. Auch Gulli kam nicht. Da machten sie sich auf eigene Faust daran, den Ausgang zu suchen. Sie gelangten in die zweite gänzlich verlassene Kammer und von dort ins Freie unter das welke Blatt.

„Wie wäre es,“ sprach Atta, die vorausgelaufen war, zu ihrem Kameraden, „wenn wir die Puppen auf diesem Weg herausstrügen und durch den Haupteingang ins Nest schafften?“

„Wenn es noch nicht zu spät ist,“ erwiderte Forge. „O, daß doch Gulli da wäre! Nicht wahr, Atta, wir verlassen einander nicht.“

„Was denkst du, wie sollte ich dazu kommen, dich preiszugeben! Ganz gewiß nicht!“ Und Atta tröstete sie und streichelte ihr die Fühler. „Aber nun ist Eile alles,“ setzte sie entschlossen hinzu.

Sie liefen durch den Gang zurück und begegneten im Saal dem anderen Paar, das eben zu dem gleichen Entschluß gekommen war. Jede der Vier nahm eine Puppe auf, und in eiligstem Lauf ging es den nun bekannten Weg hinunter, eng hintereinander, um doch bei einem Angriff nicht allein zu sein. Aber am Ausgang zeigte sich nichts Verdächtiges, und nun wählten sie den kürzesten Weg über das Gewölbe selbst, das stark genug war, sie zu tragen. So oft sie auch mit den Puppen hängen blieben oder auf einem Geröll ein Stück Wegs wieder hinunterrutschten, schließlich standen sie doch am Haupteingang.

Die Soldaten traten zurück, um Platz zu machen. „Höchste Zeit,“ sagte die Anführerin. Aber Atta blieb stehen und legte ihr Bündel mitten im Eingang nieder. „Liebe Anführerin,“ sprach sie hastig, „gib mir ein paar Leute mit, um uns zu helfen. Unten im Saal liegt noch ein ganzer Haufen Puppen, ich fürchte, ohne Hilfe bringen wir sie nicht mehr alle in Sicherheit.“

Die Anführerin zog die Fühler ein und schaute starr in die Luft. „Es tut mir furchtbar leid, aber ich kann auch nicht einen einzigen Soldaten entbehren. Bedenke nur, daß ein einziger mehr an dieser gefährlichen Stelle vielleicht das Leben vieler Hunderter bedeutet. Wo sind denn die Trägerinnen und hast du denn ganz den Kopf verloren, daß du, statt den inneren Gang zu benutzen, uns hier die Brut in den Eingang legst?“

Eine andere Führerin war herbeigetreten und lachte: „So sind sie alle. Eine war da, die ist mit ihrer Made immer nur herein und heraus gelaufen und hat gemammert.“

Atta war dem Weinen nah. „Das ist es ja,“ schrie

sie, „daß der Gang verschüttet ist. Wir sind unten im neuen Saal vergessen worden. Aber unmöglich kann ich die unschuldige Brut da unten im Stich lassen. Laß diese hier hereinschaffen, wir holen die anderen,“ und ohne eine Antwort abzuwarten, stürmte sie davon. Forge tat desgleichen und eilte, ihrer Last entledigt, hinterdrein, die Kuppel hinunter. Das andere Paar war inzwischen im Bau verschwunden. Auf halbem Wege trafen sie eine Erdarbeiterin. „Komm mit und hilf!“ rief ihr Atta entgegen.

„Ich kann nicht. Aber ihr, lauft doch nicht in euer Verderben! Da unten sind ja schon die Räuber. Ihr werdet nicht mehr hindurchkommen.“

Aber Atta und Forge liefen nur umso eiliger. Nun waren sie am Fuß des Hügels, nun tauchten sie unter das Blatt und in die Erde. Schon hatte jede wieder eine Puppe ergriffen, und das Rettungswerk begann aufs neue. Als sie aber eben den neuen Saal betreten wollten, erblickten sie gleichzeitig in der Tür einen gewaltigen Kopf mit weitgeöffneten Sichel und roten Fühlern, die argwöhnisch vor sich hertasteten. „Zurück,“ flüsterte Atta und gab ihrer Kameradin einen Stoß, „er hat uns nicht gesehen. Die Riesen sehen schlecht. Vielleicht —“

„Was vielleicht?“

„Nur erst zurück,“ und so leise als möglich schlichen sie zurück in ihre Kammer. Dort legten sie die Puppen nieder und kauerten sich daneben in die Ecke. Sogar Atta war ganz verstört von dieser Begegnung. Sie sann auf Rettung, konnte aber keinen Ausweg finden.

„Atta,“ begann ganz leise die Freundin, „du sagtest vielleicht —“

„Ja, ich meine, daß sie uns vielleicht nicht finden,

weil der Eingang so sehr abseits und unter dem Blatt liegt. Wenn es nicht mehr als eines von diesen Ungeheuern ist, so wollen wir mit ihm schon fertig werden.“

„Nicht wahr,“ erwiderte im Flüsterton die Freundin, „sie würden uns nichts tun, wenn wir ihnen die Puppen überlassen?“

„Lieber sterben,“ preßte Ulta hervor.

„Ich habe Angst,“ sagte Forge. „Was soll ich ohne dich auf der Welt. Wenn du stirbst, so will ich nicht mehr leben.“

Sie konnte aber nicht weiter reden, denn eben in diesem Augenblick trat die eckige Gestalt des Riesen herein und sein gewalttätiger Kopf, den er tastend vorausstreckte, füllte den Gang fast ganz aus.

„Gottlob, er ist allein,“ sagte Ulta, „bleib du zurück, bis ich dich rufe und laß mich einstweilen allein machen. Wenn ich auch kein Krieger bin, so habe ich doch Kraft und Geschick. Wenn es bei diesem einen bleibt, so soll keine unsrer Puppen verloren gehen.“

Inzwischen hatte das Ungeheuer sich umgesehen, und ehe noch Ulta aus ihrem Versteck hatte vorspringen können, hatte es eine Puppe an sich gerissen und wandte sich wie ein ertappter Dieb Hals über Kopf zur Flucht. Aber Ulta warf sich ihm von der Seite entgegen. Der Angriff kam unerwartet und da er sich mit der Puppe im Rachen nicht zu wehren vermochte, so gelang es ihr, das rechte Fühlhorn zu packen, und nun riß sie das riesige Tier daran herum, daß es sich vor Schmerz hoch aufbäumte. Hier kam Forge zu Hilfe, sicher in der besten Absicht, aber ein wenig ungeschickt. Denn während sie das andere Fühlhorn richtig zu fassen kriegte, kam sie dem Gegner zu nah und mit einem einzigen Fuß trat

das rasende Ungetüm sie nieder. Atta war im Glauben, Forge hielt fest, und ließ nun selbst los, um vom Rücken her den ungeschützten Hals zu erreichen, da sah sie ihren Gegner befreit. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als sich an die Puppe anzuklammern.

„Laß los,“ schrie sie.

Aber der Riese gab nur einen grunzenden Ton von sich. Vorsichtig, um die Puppe nicht zu verletzen, glitt er mit dem langen Säbelgebiß daran entlang bis zu der Stelle, wo Atta sich verkrallt hatte. Einen kurzen Augenblick lang hielt er mit leisem Druck ihren Kopf zwischen den Hornspitzen, als wollte er ihr im Guten raten, loszulassen. Aber Atta hatte nur den einen Gedanken, daß sie nie und nimmer nachgeben würde.

Da ließ er die Zangen zuschlagen, die den ganzen Kopf durchbohrten, und Atta stürzte ohne Laut. Ehe er aber noch ihren toten Leib wieder hatte abschütteln können, mußte er Forges Bisse an sich spüren. Der Anblick Attas hatte ihre Ohnmacht verscheucht, und alle Furcht, ebenso wie alle Hoffnung hinweggerafft. Mit der Wut der Verzweiflung begann ein Ringen um Leben und Tod. Im wilden Eifer des Beißens richteten sie sich im Halbdunkel aneinander auf und suchten sich umzuwerfen und unter dem Kopf am Halse zu fassen. Die kleine Puppenhelferin kämpfte wie ein Soldat. Aber sie mußte unterliegen. Ihre Bisse glitten an dem gelben Panzervisier ab, ohne eine Linie zu ziehen, und je wütender sie um sich schlug, umso rascher mußte sie ermatten. Schließlich widerstand sie dem tödtlichen Ansturm nicht länger, da doch auch Atta tot war. Wie hätte sie ohne ihren Kameraden noch leben sollen? Aber noch einmal sammelte sich aller Groll in ihr zu einer Anklage.

„Ihr feigen Ungeheuer,“ schrie sie dem Wilden entgegen, „was kommt ihr her zu uns, zu rauben und zu morden und unser Glück zu zerstören. Ist die Welt nicht groß genug für euch, daß ihr kommen müßt, Unschuldige zu töten und Verzweiflung überall hin zu bringen, wo ihr euch zeigt! Verflucht sollt ihr sein und alle eure Brut, solange die Erde besteht.“

Durch das harte Gesicht, das über dem ihrigen hing, schien es wie ein Triumph zu gehen, als ob darin etwas zum Bewußtsein käme von dem Fluch, den sie ihm entgegen schleuderte, dann aber tauchten ohne Besinnung die scharfen Messer in ihren Leib. Ein Zucken lief über sie hin, das war alles.

Nun ergriff der Mörder die Puppe, die er während des Kampfes mit seinem Leib gedeckt hatte, und eilte davon. Es war niemand, der sie ihm streitig gemacht hätte. Denn Ke, die von ihrer Ecke aus mit Grauen dem Auftritt gefolgt war, fühlte sich wie versteint und rührte sich nicht, bevor das entsetzliche Geschöpf den Saal verlassen hatte. Trotzdem dachte sie weniger an sich als an Nala, ihre Gefährtin. Diese war eben gestärkt erwacht, und die Ohnmacht des Puppenschlafes war von ihr gewichen, so daß sie nun eine richtige Ameise war, die laufen und sich bewegen, wieder reden und denken konnte. Voll Angst schmiegte sie sich an Ke.

„Du mußt dich verstecken,“ drängte Ke sanft, „laß mich los, ehe es zu spät ist. Da liegen unsere Schweestern tot, nun werden sie kommen, um auch uns zu töten! Rasch versteck dich, daß es dir nicht geht wie der Armen hier, die erst vor kurzer Zeit noch so freundlich zu uns sprach. Wir können uns nicht zur Wehr setzen.“

„Nicht wahr,“ erwiderte Nala, „wenn es mir er-

geht wie ihr, so wirst du mich nicht verlassen. Wir wollen sein wie diese beiden. Versprich es mir."

Re fühlte, wie die kleine Kameradin zitterte. „Sind wir nicht ein Paar?“ flüsterte sie hastig. „Ein Paar, das nicht im Leben, und im Tode nicht, von einander getrennt sein soll. Nie werde ich dich verlassen, so lange ich an dich denken kann. Aber nun rasch ins Versteck.“

Nala sah sich in dem kahlen Zimmer um. Da war kein Winkel, kein Vorsprung, der einen den Blicken entzogen hätte. Hier konnte man sich nicht verstecken. Aber vom Gang her klang Geräusch. In dieser Not duckte sie sich nieder, und durch Zufall fand sie neben sich am Boden die leere Hülle, aus der sie vor kurzem geschlüpft war. Rasch glitt sie hinein, und Re war ihr dabei behilflich. Re zog die Hülle möglichst tief in den Gang hinein; der war aber zu steil, als daß sie weit damit gekommen wäre.

Gleich darauf kamen vier von den gelben Riesen dahergerannt. Sie hatten von dem ersten gehört, daß hier Puppen lägen, und ohne sich umzuschauen, nahm ein jeder sein Bündel in die Zangen, und sie tobten wieder davon, als ob das ganze Volk ihnen auf den Fersen wäre. So billig hatten sie noch nie geräubert. Sie begegneten aber sechs anderen, die ebenfalls auf der Suche waren und mit lautem Geheul die Beute begrüßten. Es waren indessen nur noch fünf Puppen da, so daß einer ohne Beute blieb. Mißmutig rannte er durch den Saal, ergriff erst Res leere Hülle und schleuderte sie verärgert in die Luft. Dann trat er an Re selbst heran und fuhr mit seinem harten Kopf gegen Res Stirn, daß sie hätte schreien mögen. Aber sie vermochte vor Schref-

ten sich nicht zu rühren, und so glaubte der Riese wohl, sie sei tot wie die andern beiden, die vor der Thür lagen.

Raum aber hatte er Nalas Hülle erfaßt und fühlte, daß etwas darinnen war, so rannte er mit allen Kräften seinen Kameraden nach. Erst kam es Re gar nicht zum Bewußtsein, daß Nala davon getragen wurde, dann aber sprang sie unter Ueberwindung jeder Furcht auf und lief hinter dem Räuber her, indem sie Nalas Namen rief. Glücklicherweise hatte der Riese im zweiten Saal den Ausgang nicht gleich gefunden, sonst hätte sie ihn wohl gar nicht mehr zu Gesicht bekommen; nun holte sie ihn unter dem welken Blatt fast ein.

Aber Re war noch ganz jung und verhältnismäßig schwach, während der Riese ein völlig ausgewachsener und starker Geselle war. Es war ganz undenkbar, daß sie ihm ihre Gefährtin hätte abjagen können, selbst wenn sie ihn gefaßt hätte. Aber die Angst um Nala verlieh ihr die Kräfte, hinter dem Räuber herzulaufen, auf und ab über Gräser und Steine, zwischen Halmen und Blättern hindurch, über Abgründe und Spalten hinweg, von denen allen sie noch nie gehört hatte. Ihr war, als sei sie in einen wilden Tanz gerissen, in dem alles sie schmerzte, Augen, Füße, Fühler, jedes Glied. Aber eben dies wilde Brausen einer unbekannten Welt raubte ihr alle Sinne, bis auf den einen Gedanken an Nala. Mit dem untrüglichen Instinkt der Verzweiflung ergriff sie die Fährte, und ihre Schreie galten ebenso dem Schmerz wie der Wut. In alles, was sich ihr entgegenstellte, biß sie hinein, denn wo war der Feind? Was war hier Feind, was Freund in diesem Getümmel glänzender Dinge, die ihr auf den Weg zu fliegen schienen und sich zwischen den gelben Räuber und ihre drängende Rache

schoben? Sie hätte nichts sehnlicher gewünscht, als daß ihr Feind stehen geblieben wäre und den Kampf aufgenommen hätte. Durch Res angstvolles Rufen war er aber wohl selbst ängstlich geworden, denn plötzlich beschleunigte er seinen Lauf zu einem wilden Galopp, und Re blieb zurück. Der Zwischenraum wurde immer größer, Re begann müde zu werden, die Tränen brachen ihr mit Macht aus den Augen, und sie warf sich ins feine Moos, das zwischen den Gräsern den Boden wie mit einem Teppich bedeckte.

Wo war sie? Was bedeuteten diese breiten, grünen Bänder, über die ein pfadloses Gewirr von goldigen Spitzen lief, das wieder sich in finstere Schlünde verlor und sich unter der Last des Körpers einbog, als wollte es einen verschlingen? Was bedeutete die unerträgliche Helligkeit und der Frost, der bei jeder Berührung dieser Wesen durch den Körper drang? Was war tot, was war lebendig? Was war dies dumpfe Lärmen, das von allen Seiten mit unbekannten Geräuschen drohte? Von den Räubern war nichts mehr zu sehen.

Es war das Grasband, in welches Re sich verirrt hatte. Der Himmel schien goldig hinein, und die breiten, grünen Bänder waren die Halme. Wie aus einem Gewölbe drang feuchte Kälte aus den Moosstämmchen empor, die unter den Halmen ein buschiges, vielverschlungenes Dickicht bildeten. Und alles, was Re berührte, gab seltsame Bewegungen von sich, wie der leise, spielende Wind sie hervorbringt. Der erste Schrecken hatte sie auf all dies nicht achten lassen. Nun da sie ein wenig zur Besinnung kam, rangen Grauen und Bewunderung in ihr. Dies also war die Welt, die gefährvolle, herrliche Welt, in der das Licht sich wiegt und der Tod

lauert? Von Halm zu Halm baute sich Brücke an Brücke, aber in der Tiefe sah sie die Klüfte von mancherlei Gestalten gefüllt, von denen man nicht sagen konnte, ob sie lebten oder tot waren oder nur zufällige Bilder des Schreckens darboten. Mit erneuter Anstrengung lief sie voran, aber nun wagte sie die grünen Brücken nicht mehr zu verlassen, von einer Spitze zur anderen schwang sie sich, und ihrer Geschicklichkeit gelang es immer besser. Wenn sie schwankten, hielt sie sich fest und tastete sich voran, aber in welcher Richtung sie vorankam, wußte sie schon nicht mehr. Stunden schienen ihr vorübergegangen zu sein, und noch immer hing sie im Riesenneß der Gräser. Der Mut sank ihr, und als sie einmal vom Halme glitt, blieb sie liegen.

„Ich Unglückliche,“ rief sie hinaus, „ich selbst habe Nala ins Verderben gestürzt. Ich war's, und gab ihr den Rat, sich in der Hülle zu verstecken. Ich habe sie selbst getötet und sollte sie beschützen. Ach, Nala, nun bleibt mir nichts anderes übrig, als gleich dir zu sterben. Denn du bist mir für alle Zeit verloren.“

Da lag sie lange unbeweglich, von Traurigkeit und Schwäche zu Tod ermattet, unfähig weiter zu laufen. Sie bemerkte nicht, wie die Strahlen der Sonne schräger und schräger in die gespenstischen Halme fielen und die Feuchtigkeit, die vom Boden aufstieg, die Gelenke steif machte. Auf die Vorwürfe über den eigenen Unverstand, auf die Verzweiflung, mit der Nalas feines Bild vor ihrer Erinnerung auftauchte, war eine blinde Ergebung in den Tod gefolgt. Es war zwar nicht ihre Schuld, daß Nala entführt worden war, aber deswegen wollte sie nicht minder das Unglück büßen, an dem sie selbst am

schwersten litt. Denn ohne ihren Kamerad wollte sie nicht weiter leben, das hatte sie geschworen.

Zulezt, als Re den Tod kommen fühlte und sich noch einmal mit schwindligen Sinnen erhob, schien es ihr plötzlich, als ob Nala auf sie zukäme. Aber sie konnte ihr nicht entgegengehen, sie rief nur Nala, Nala.

„Ich heiße Nephri,“ erwiderte es, „ich bin nicht Nala. Aber du, so bist du also nicht tot? Ich war vor kurzem bei dir und berührte dich. Aber du bewegtest dich nicht und ich dachte, du seist tot.“

Re war hingesenken, als sie die Verwechslung erkannte. Nephri richtete sie auf und flößte ihr Nahrung ein. „Nimm, du arme Kleine,“ sagte sie „du bist ja noch ganz jung, wie kommst du denn hierher?“

„Ich will sterben,“ erwiderte Re.

„Wo denkst du hin, du bist ja noch jung und gesund, du darfst nicht sterben. Das bist du uns allen und unserer Königin schuldig, gerade nach diesem schweren Unglück, das uns betroffen hat. Immerhin ist es noch glimpflich abgelaufen, tröste dich, und so gar bald werden sich die Räuber nicht wieder an uns heranwagen. Aber nun stell dich recht, ich werde dich heimtragen. Denn ich bin ausgeschiedt, nach Verlorenen und Verwundeten zu suchen.“

Re wollte widersprechen aber sie war viel zu müde und steif, um sich zu wehren. Nephri packte sie in der Mitte des Leibes und trug sie durch das hohe Dickicht, in dem die Dämmerung sich schon ausbreitete.

„Niemals hättest du dich zurückgefunden,“ sagte Nephri, „und während der Nacht hätte ein Käfer oder eine Spinne dich gewiß geholt. Sieh dich ein andermal

besser vor, wahrscheinlich bist du vor Angst davongelaufen.“

„Nein“ erwiderte Ke stolz, „sie haben Nala gestohlen.“ Und nun erzählte sie Nephri, wie alles gekommen war.

„Es haben viele an diesem Tage ihre Kameraden verloren,“ gab Nephri zurück, „aber was du erzählst, ist seltsam. Immerhin ist es möglich, daß deine Nala nicht getötet wird, wenn sie klug ist und sich fügt. Die Riesen sind dumm, und die Sklaven werden vielleicht annehmen, daß die Hülle während des Kampfes aufgerissen ist.“

„Was sind das, Sklaven?“

„Ach, das weißt du nicht! Hat dir denn niemand Geschichten erzählt? Freilich hättest du dann nicht die Torheit begangen, deine Nala in einen Puppensack zu stecken. Ich will es dir erzählen, aber nun sind wir ja auf der Straße. Halt dich an mich, du magst ruhig neben mir hergehen.“

Die Riesen wissen genau, daß Ameisen wie wir, die ihre Heimat kennen, ihnen bei der ersten Gelegenheit davonlaufen würden, wenn sie versuchen wollten, uns in ihr Nest zu schleppen. Da sie nun selbst nichts arbeiten, so rauben sie sich ihre Dienerschaft, indem sie die noch nicht ausgeschlüpften Puppen in ihr Nest schleppen. Wenn diese dann auschlüpfen, so wissen sie nichts davon, daß sie gestohlene Kinder sind, und glauben vielmehr, in ihrem richtigen Hauswesen zu wohnen. Sie denken auch nicht ans Davonlaufen, denn sie kennen kein anderes Haus als das, in dem sie ausgeschlüpft sind, und vergessen die Erinnerungen aus der Larvenzeit rasch. Sie müssen alle Arbeit besorgen und die Herren ernäh-

ren; diese selbst betreiben nichts als Kampf und Sklavenraub.“

„Und was wird Nala tun?“ fragte Re.

„Das weiß ich nicht. Wenn sie merken, daß ihr eine Erinnerung an ihr altes Nest geblieben ist, so wird sie getötet werden.“

In dumpfem Sinnen schritt Re neben ihrer Erretterin her. Es war eine schöne Straße, auf der sie gingen, fein geglättet und von jedem Halm und Steinchen gesäubert. An einer Biegung kam ihnen eine Ameise entgegen. Nephri kreuzte mit ihr die Fühler. „Was, noch so spät?“ sagte sie.

„Ich habe wichtige Botschaft an den Staatsrat und die Königin!“

„So beeile dich. Du hast eine halbe Stunde zu laufen, aber die Nacht wird hell.“

„O, die Straße ist ziemlich sicher, und was machst du mit der Kleinen da? Die sollte doch längst schlafen.“

„Ja, ich habe sie aufgelesen. Sie ist müde. Gute Nacht.“

„Gute Nacht,“ sagte auch Re und schlug mit den Fühlern auf den Boden. Dann nach einer Pause fragte sie:

„Geht die Ameise nicht nach Hause? Warum gehen wir nicht mit ihr?“

„Weil wir in der Kolonie sind,“ erwiderte Nephri. „Da bin ich jetzt mit meinen Soldaten, wenn du das verstehen kannst. Gleich sind wir da.“

Wirklich tauchte die Straße alsbald in einen künstlich gebauten Torgang unter ein breites Erdbeerblatt. An den Seiten war es mit starken Stützen gehalten und vorn war es übermauert, sodaß es jedem Sturm zu

troßen vermochte. Im Gegensatz zu der Hauptstadt lag die Station völlig flach in der Senkung dieses Blattes. Von innen glückte das Dach grünem Glas und auch jetzt noch erhellte verschwommenes Licht den Hof. An der Wurzel hin führte ein gewundener Gang in die Erde.

„Es ist nicht viel mehr als ein Zelt,“ sagte Nephri, „aber wir haben ein paar ganz hübsche Säle. Wenn wir von der Stadt aus nur nicht so jämmerlich vernachlässigt würden, so könnte es hier ganz gemütlich aussehen. Diese Kolonie ist nämlich ganz besonders wichtig, weil auf diesem Weg die Sammlerinnen den süßen Saft eintragen. Freilich sind hier fast nur Soldaten, und die müssen alles selbst machen, sogar graben, wenn sie warm haben wollen.“

„Von hier also kommt der Zuckersaft her, den wir in unserer Jugend bekamen?“ fragte Re und spähte umher. „Nehmen sie ihn hier aus dem Boden?“

Nephri lachte. „Was meinst du? Hier führt bloß der Weg vorbei, und wir beschützen ihn. Aber nun sag' einmal, was du bisher gelernt hast.“

„Laufen habe ich gelernt. Weiter nichts,“ erwiderte Re bestürzt.

„So kannst du hier das Soldaten-Handwerk erlernen, denn es gibt fast nur Soldaten hier. Du bist kräftig und nicht ohne Verstand.“

Re war überwältigt von Staunen. So viele Ameisen, wie hier in der Halle standen und gingen, hatte sie noch nie gesehen. „Sind alle diese Ameisen von unserem Volk?“ fragte sie.

Nephri klopfte ihr auf den Rücken: „Das sind ganz wenige. Die Kühle macht sich eben schon recht fühlbar. Es geht heute sehr erregt zu, alles beklagt sich darüber,

daß der Rat nichts für unsere Kolonie tut. — Aber nun kannst du allein hinabsteigen.“

Re dankte freundlich für die Führung und schlüpfte den gewundenen Gang hinab. „Höre,“ rief die Führerin noch nach, „du brauchst nicht zu danken, das ist meine Pflicht, was ich getan habe. Aber vergiß nicht, dich morgen früh bei der Statthalterin zu melden.“

Eine angenehme Wärme kam Re aus der Tiefe entgegen. Sie machte noch einige Schritte, fand aber nicht den Mut, bis in die Kammer hinabzusteigen. Eine kleine Ecke im Gang schien wie für sie gemacht. Da rollte sie sich fest zusammen und schlief sofort ein.

Drittes Kapitel.

Es war noch ganz früh am Morgen, als jemand zu Re trat und sie weckte. Im Gefühl einer Gefahr sprang sie erschreckt auf. Aber es war nur eine Ameise wie sie selber, die erstaunt über Res Furchtsamkeit sie aufmerksam musterte.

„Was tust du hier?“ fragte die Unbekannte.

„Ich schlief,“ erwiderte Re deutlich. „Nephri hat mich hierher gebracht.“

„Hier kannst du nicht schlafen, denn gleich wird der Gang gesäubert werden. Komm mit nach oben, du kannst mich begleiten.“

„Ich muß mich bei der Statthalterin melden,“ erwiderte Re.

„Das ist geschehen,“ erwiderte die andere, von der Re nun sah, daß sie ein kluges, freundliches Gesicht hatte und ohne jene oberflächliche Hast war, die so vielen anderen eigentümlich zu sein schien.

„Was hast du für einen Beruf?“ fragte die würdige Ameise weiter, während Re neben ihr her ging.

Re mußte nichts zu antworten, als daß sie ihre Geschichte erzählte. Die andere hörte aufmerksam zu und nickte des öftern zustimmend, sodaß Re volles Vertrauen zu ihr gewann und sich Mühe gab, klar und verständlich ihre Erlebnisse auseinanderzusetzen. Dabei schritten sie unter dem Erdbeerblatt auf und ab, während der weite Platz sich mit Ameisen füllte, die ihren Geschäften nach-

gingen. Man verlangte die Statthalterin zu sprechen, und nun erst merkte Ke, wen sie vor sich hatte.

„Ich bin die Statthalterin selbst,“ sagte die andere lächelnd „wenigstens jetzt noch. Du brauchst dich nicht zu fürchten. Sprich ruhig weiter, ich höre dir zu.“

„Ich möchte Nala erretten,“ stieß Ke hervor, indem sie ihre Erregung beherrschte. Denn sie glaubte, wenn die Statthalterin selbst ihr Anliegen hörte, so müßte die Befreiung gelingen. „Wenn sie nicht getötet worden ist,“ setzte sie schmerzlich hinzu.

Die Statthalterin überlegte ein wenig. „Das geht nicht ohne weiteres,“ sagte sie dann. „Mit Gewalt läßt sich nichts ausrichten, und wir selbst wissen nicht einmal, wo das Nest der Räuber liegt. Denn sie kommen von weither. Wenn das Nest ausfindig gemacht würde, so könnte man es beobachten, und Nala fortführen, vorausgesetzt, daß sie auf den Gedanken kommt zu entfliehen. Aber am besten ist es, du schickst dich in das Unvermeidliche und gibst sie verloren.“

„Das kann ich nicht,“ preßte Ke verzweifelt aus dem Herzen. „Ich kann nicht glauben, daß ich dazu gerettet worden bin, um Nala verloren zu haben.“ Alle neue Hoffnung war in ihr am Erlöschen, und doch konnte sie an das Schreckliche nicht glauben.

In diesem Augenblicke kam eiligen Laufs eine Botin heran, dieselbe, mit der Nephri auf der Straße gesprochen hatte. Ke erkannte sie gut und konnte genau hören, was die Botin sagte.

„Der Staatsrat lehnt unsere Bitten ab,“ führte sie aus, „und verlangt, daß alles so bleibt wie bisher. Wir sollen also weiterhin hier vernachlässigt werden. Der

Staatsrat hebt hervor, daß ein Schutz der Kolonie unmöglich war, weil der Ueberfall zu plötzlich ausbrach.“

„Weil man nicht auf mich hören wollte,“ unterbrach mit heftiger Strenge die Statthalterin. „Eine Kolonie kann sich nun und nimmer gedeihlich entwickeln, wenn man die Befehle von einer Stunde weit erst abwarten soll. Sie wollen uns also keine Königin geben? Hast du ihnen auch gesagt, daß ich die Soldaten hier nicht dazu hergeben kann, Grabarbeiten zu machen, und daß sie unbotmäßig werden, wenn sie nichts anderes zu schützen haben als Vorräte?“

„Das alles habe ich gesagt,“ erwiderte die Botin.

„Sie fürchten nur, daß wir ihnen eines Tages die Straße absperren, die in das reiche Land führt. Es bleibt uns aber nichts anderes übrig als abzutrocknen, was sie uns nicht freiwillig geben.“

Damit wandte die Statthalterin sich ab und rief bald diese, bald jene aus dem Kreis zu sich heran, der sich inzwischen gebildet hatte. Die Angerufenen eilten fort, es waren die Anführer, denen die Statthalterin ihre Befehle gab. Schließlich stand nur noch Ke neben ihr unter dem Zeltdach des Blattes.

„Hab' keine Angst,“ sagte die Statthalterin zu ihr, „es wird nicht so schlimm werden, wie es den Anschein hat. Es tut mir leid um die Königin, aber der gestrige Tag hat gezeigt, daß dieser Platz hier zu wichtig und groß ist, um länger ein Leben in Abhängigkeit zu fristen. Hat der Staatsrat erst einmal nachgegeben und uns eine Königin geschickt, die für Nachkommenschaft sorgt, so wird hier eine große Stadt entstehen, größer und mächtiger als die Hauptstadt. Nun wirst du sehen, kleine Ke, wie unsere Forderungen auf andere Weise vorgebracht

werden. In der Nacht schon sind die Soldaten ausgerückt, und die Straße wird vor Abend gesperrt sein. Da, sieh auf die Straße, wie sie wimmelt von Sammlerinnen. Sie ahnen nicht, daß sie vielleicht schon bei ihrer Rückkehr den Weg versperrt finden werden. Es gibt heute einen heißen Tag. Was wollen sie aber tun, wenn die Hauptstadt ohne Zuckerlaster ist?"

"Werden sie dir nichts tun?" fragte Ke voll Besorgnis.

"Sie werden sich hüten," erwiderte die Statthalterin. "Ich befehle hier über die besten Soldaten. Deswegen haben sie auch nicht gewagt, mich abzufegen. Bei dem Ueberfall gestern hätten wir schon mit den Räubern ausgeräumt, wenn wir junges Volk bei uns gehabt hätten. Aber die Feinde beschmuhten nur die Vorräte und liefen dann weiter, als sie sahen, daß bei uns keine Brut zu rauben war. Gegen das Räubervolk muß etwas unternommen werden. In der Hauptstadt sind sie feige, weil es ihnen zu gut geht."

"Wir werden etwas gegen die Räuber unternehmen, nicht wahr?" fragte Ke, deren Hoffnung sich durch die Worte neu belebt fühlte.

"Für deine Nala kann ich dir wenig Hoffnung machen," sagte die Statthalterin ernst. "Wenn du versuchen willst, sie zu befreien, so muß das deine besondere Sorge sein. Sei darum nicht traurig. Vielleicht gelingt es ihr, sich selbst zu befreien, und du mußt versuchen, den Bau der räuberischen Riesen ausfindig zu machen. Für heute magst du mich begleiten."

Am Ausgang der Station wartete Nephri mit zehn ausgewählten Ameisen, kräftigen und geschmeidigen Gestalten, denen man den Kampf vom vorhergehenden Tag

nicht mehr ansah. An der Art, wie sie sich in Bewegung setzten, merkte man gleich, daß es Soldaten waren, denn sie gingen nicht etwa eine hinter der anderen, wie die Sammlerinnen tun, sondern in zwei breiten Linien vor in einer Gangart, daß sie bald alle Kraft zusammennehmen mußte, um mitzukommen. Die Statthalterin schien daran gewöhnt, und so ging es denn im Fluge auf der Straße dahin. Sie ließ sich nichts merken, und in der That war es eine Lust, an den Sammlerinnen und dem Arbeitsvolk vorbeizusprennen, die beim Herannahen des Zuges eilig an die Ränder der Straße flüchteten.

Mit lautem Zuruf wurden sie an den kleineren Stationen begrüßt, wo manchmal nur ein paar Soldaten zum Schutz der Ordnung und zur Bewachung untergebracht waren. Gewöhnlich waren das die Punkte, wo die Straße unter einem Holz, einem Blatt oder einem Stein durchzog, denn die Ameisen lieben die unterirdischen Gänge und überwölben manchmal ihre Straßen, nur um sie enger an ihren Wohnsitz anzuschließen und sie in größerer Ordnung halten zu können. Sie hatten von der Botin schon erfahren, wie es um ihre Sache stand, die Statthalterin wurde mit Fragen bestürmt, und mit Genugthuung hörten die Soldaten, daß nun Ernst gemacht werden sollte. So hatten sie ja am vergangenen Abend alle beschlossen.

„Haltet nur gut Wache,“ sagte die Statthalterin, „und sorgt für Ordnung unter euch. Wenn wir unsere Forderungen durchgesetzt haben, so wollen wir gegen die Räuber ziehen. Es sollte mich doch wundern, wenn wir sie nicht ausfindig machen.“

Mit Zuruf fielen die Soldaten ein und der Zug setzte

sich weiter in Bewegung. So besuchten sie fünf Stationen, von denen die fünfte die wichtigste war. Hier lagen vierzig Soldaten mit einer Anführerin. Aber ihr Raum war sehr eng zwischen zwei notdürftig verbundenen weißen Blättern, und die Anführerin klagte über Kälte während der Nacht.

„Das kommt davon, daß uns keine Arbeiter geschickt werden,“ erwiderte die Statthalterin, und Nephri gab einige Ratschläge, wie man dem Uebelstand für den Augenblick abhelfen könnte, denn freilich war der Unterschlupf nicht mehr als ein Zeltschutz. „Wir Soldaten sind dem Staatsrat gerade gut genug,“ meinte die Anführerin, „um den Dienst zu tun. Aber für uns sorgen wollen sie nicht. Die Kuppel ist fertig, so könnten sie uns doch wohl einige Arbeiter schicken, meine Soldaten sind gar zu ungeschickt und sie wollen lieber frieren als graben.“

„Dazu seid ihr auch nicht da,“ bekräftigte die Statthalterin, und jetzt werdet ihr erst recht nicht dazu kommen. Denn ihr müßt unverzüglich Wachen ausstellen, und ohne meine Erlaubnis darf von nun an niemand mehr herein noch heraus, außer den Botinnen.“

Das ließen sich die Soldaten nicht zweimal sagen. Ein Trupp sperrte sogleich die Straße, und wer ankam, wurde zurückgeschickt. Es waren hauptsächlich Sammlerinnen, die auf die Baumweide gehen wollten. Mit manchem kräftigen Gruß an ihren Staatsrat wurden sie von den Soldaten zur Umkehr gezwungen, und keine vermochte sich zu widersetzen.

Nun ging es quer durch den Blätterwald, ein anstrengender Marsch ohne Weg und Steg, wie ihn Re schon kannte. An der Spitze ging eine Pfadsucherin, die sich in diesem Gewirr von Halmen und Wurzeln aus-

kannte. Auf dem Weg trafen sie nach einiger Zeit eine Jägerin mit ihrem Kameraden. Sie hatten ein wohl zehnmal so schweres Wild, als sie selbst waren, erlegt und bemühten sich, es durch den Wald zu schleifen. Die Soldaten kamen eben recht, ihnen über eine Erdscholle hinwegzuhelfen, aber sie behaupteten lachend, daß sie es allein wohl ebenso rasch fertig gebracht hätten, denn die Soldaten zerrten wahllos nach allen Seiten, statt sich planvoll zu unterstützen. Unerwartet trat man bald aus dem Blätterwald heraus und befand sich an einem Soldatenposten, der von hier aus das offene Land beobachten sollte. Unter einem geräumigen Stück Rinde hatten sie es sich bequem gemacht und waren bester Laune. Die Statthalterin versprach ihnen Nachricht, wie die Verhandlungen sich entwickeln würden. Eine Viertelstunde weiterhin befand sich nochmals eine Abteilung Soldaten auf Posten, um den Zugang zu den Saftbäumen zu sperren. Die Statthalterin war mit der Auswahl der Posten einverstanden und lobte die Anführerinnen. „Wir haben den ganzen Weg im Lauffschritt zurückgelegt,“ sagte sie, „und haben nur zweieinhalb Stunden gebraucht.“

„Es wird heute heiß werden. Die Wachen sind schon eingeteilt, ich fürchte, wir werden bald Langeweile verspüren, wenn wir uns nicht Zerstreuung durch Spiel verschaffen.“

„Tut das,“ wandte sich die Statthalterin an die Soldaten, „und wenn ihr Pfadsucherinnen aus der Stadt findet, so nehmt sie fest und bringt sie in die Kolonie.“

Es wurde wirklich heiß, man mußte an die Rückkehr denken, über die heißesten Stunden des Tages lieben nämlich die Ameisen zu ruhen, wenn sie nicht dringende

Geschäfte haben. Schon hatten die Soldaten sich in den Sand gelegt und schliefen oder redeten in Gruppen über die bevorstehenden Ereignisse. Auch die Statthalterin gönnte den Ihrigen die Ruhe, sie zog sich unter das einfache Schattendach zurück, während Re und die übrigen Begleiter sich zwischen die anderen mischten, die bereits im Sand lagen und es sich gut sein ließen.

Vom Rand dieses Graswaldes aus hatte man einen herrlichen Blick auf die Ebene, in deren Hintergrund die Kuppel der Hauptstadt aufragte. Ein leiser Wind ging durch die Mittagsstille und bewegte die schweren Blütenähren der Gräser, von denen ein feiner gelber Rauch dahintrief, als wären sie von der glühenden Sonne angefengt, der ganze Boden war gelb angeflogen von dem Blütenstaub der Gräser. Hier und da zitterte der Schatten eines Schmetterlings über das Land, streifte eilig über die kleinen Ameisen hinweg oder an ihnen vorbei, und wenn ein Käfer oder gar eine Spinne allzu unvorsichtig dahergelaufen kam, so schrien die Soldaten ihnen entgegen, und jedesmal beeilten sich die Unholde auf dem kürzesten Weg davon zu kommen.

Als Re eben im Einschlafen war, trat Nephri an sie hin und legte sich neben sie. „Du hast es gut,“ sagte sie, „während andere junge Ameisen einen Beruf erlernen, arbeiten und sich abmühen müssen, machst du Ausflüge und darfst die Statthalterin begleiten. Was hat sie denn zu dir gesagt?“

„Ich solle die Hoffnung nicht aufgeben,“ erwiderte Re zaghaft.

„Ach so, das ist wegen deines Kameraden. Was willst du denn aber werden?“

„Ich weiß nicht, Nephri. Die Statthalterin wird

es mir schon sagen. Ich möchte nur, daß ich etwas gelernt hätte und ihr helfen könnte."

"Das wird so bald nicht sein können," lachte Nephri auf. „Was meinst du wohl? Wenn du etwa Anführerin werden willst, so mußt du erst Soldat werden. Zur Botin taugst du nicht, da müßtest du viel rascher laufen können, oder denkst du, die Statthalterin wird dich immer um sich haben wollen? — Du hast Glück gehabt, daß ich dich gestern noch gefunden und gerettet habe.“ Damit ging Nephri weiter, Re aber war durch dieses Gespräch nicht froh geworden, die Erinnerung an die Trennung und die Sehnsucht nach Nala erwachte neuerdings so stark in ihr, daß sie vor lauter Traurigkeit hätte weinen mögen.

Aber auch auf dem Rückwege mußte Re der Statthalterin Gesellschaft leisten und Nephri blieb bei ihren Soldaten. Die Statthalterin erklärte ihr die Wegezeichen und lehrte sie, wie man sich nach der Sonne richten könne. Dann erzählte sie allerlei von der Stadt und ihren Parteien. „Es sind zu viel Junge im Staatsrat," sagte sie, „die nur das eine verfolgen, der Königin zu Willen zu sein. Die Königin freilich will keine andere neben sich dulden. Sie bedenkt nicht, daß es der allgemeine Vorteil ist, unsere Macht auszudehnen. Die Alten, die den Winter überlebt haben, sterben rasch dahin, und die Jungen haben noch keine Erfahrung. Wie können sie wissen, wie es bei uns aussieht, da sie doch immerfort zu beraten haben und nicht dazu kommen, sich selbst umzusehen.“

„Man müßte es ihnen wohl einmal sagen," erwiderte Re treuherzig. Haben denn unsere Soldaten in der Kolonie nie ein richtiges Heimgefühl?"

„Das haben sie auch nicht,“ bestätigte warm die Statthalterin. „Immer nur unter Soldaten, ohne das ganze lustige Treiben von allem Volk, den Kleinen und Kleinsten, müssen sie unwirsch und schließlich krank werden. Auf den Stationen wechselt man alle paar Tage die Soldaten aus, das kann man aber hier nicht tun, wo jeder sich in seiner Tätigkeit auskennen muß, das müßte man doch eigentlich einsehen. Aber der Staatsrat in der Stadt muß erst selbst die Folgen spüren.“

So ging das Gespräch noch eine Weile fort, bis in einem schicksalichen Augenblick sie die Frage wagte, was sie werden solle.

„Das braucht dir keine Sorge zu machen,“ sagte die Statthalterin. „Die nächste Aufgabe, die ich dir gebe, ist ein Gang auf die Zuckerbäume. Darüber sollst du mir morgen früh Bericht geben, und im übrigen magst du alle Nachforschungen machen, die dir gut dünken, um das Nest der Riesen ausfindig zu machen.“

Die Kolonie war wieder erreicht und sie verabschiedete sich, während die Statthalterin in die unteren Räume hinabstieg. Viele Boten warteten schon auf sie.

Sie fühlte sich noch keineswegs müde. So machte sie sich denn gleich an ihre Aufgabe, nachdem sie sich gestärkt hatte. Ein Tröpfchen Zuckersaft, den die Schaffnerinnen allezeit bereit hielten, genügt für solch ein kleines Wesen vollkommen, und eine Ameise ist davon so satt, daß sie noch immer anderen davon abgeben kann. Denn das ist unter Ameisen Sitte, daß eins dem anderen gibt, solange etwas da ist.

Auf der Straße kam sie in die gleiche Reihe mit einer dicken Ameise, die mit sichtlicher Mühe sich voranschleppte.

„Was treibst du denn hier, du nichtsnuhiges Ding?“
fing die Dicke an. „Zu welcher Zunft gehörst denn du?
Du tätest gut daran, deine Eihaut zusammenzulegen, die
wohl noch irgendwo im Nest herumliegt.“

Re wurde anfangs durch die groben Worte eingeschüchtert. Als aber die Umstehenden zu lachen anfangen, lachte sie mit und schlug der Alten kräftig auf die Schulter: „Es würde dir wohl nichts helfen, wenn ich dir meine Eihaut leihen wollte, mit dem Kopf kämst du wohl noch hinein, aber deinen dicken Leib würdest du nicht nachzwängen. Sag' mir lieber: Wo gehst du hin? Aber gib eine anständige Antwort, so wie ich dich frage.“

Die Alte merkte, daß sie es nicht mit dem ersten Besten zu tun hatte.

„Bitte,“ schmeichelte sie in wehleidigem Ton. „Ich kann nichts für meine Grobheit, das wird dir jeder sagen. Ich gehe auf die Baumweide. Nimm mir nichts übel, Kleiner.“

Res Zorn war längst der Belustigung gewichen. „Das ist aber süß,“ sagte sie, „was du da holst. Man sollte gar nicht glauben, daß eine so keifige Alte etwas so Süßes tragen kann.“

„Ja,“ antwortete sie langgedehnt. „Ich weiß auch, wo der beste Saft ist. Ich kenne mich aus, das kannst du mir glauben!“

„Wenn du so viel weißt,“ belustigte sich Re, „so kannst du mir vielleicht sagen, wo die Riesenburg ist, das Nest der Räuber, die uns gestern überfallen haben.“

Die Alte lachte laut, daß ihr die Fühler ins Wackeln gerieten: „Ich? Was denkst du, du bist wohl verrückt? Als ich zwanzig Tage alt war, führte mich die Zug-

führerin auf diesem Weg hier zur Baumweide. Weiter weiß ich keinen Weg und brauche auch keinen zu wissen. Ich gehe auf die Baumweide und sammle den Saft unserer Laubtiere. Dann gehe ich den gleichen Weg wieder zurück. Wenn du mich hinführst, so will ich dir den Weg sagen. Wenn du es absolut wissen mußt, so nimm eine Jägerin oder eine Pfadsucherin, nicht mich.“

Re überlegte, was sie tun sollte. Aber die Alte wollte nicht länger warten, unbekümmert um Re setzte sie ihren Weg fort. „Ich gehe mit,“ entschloß sich Re schließlich, „ich will mich einmal dort oben umsehen.“

Also machten sie sich auf den Weg, die Alte so rasch sie konnte, um der Anführerin, als was sie Re ansah, zu zeigen, wie rüstig sie noch sei. Das sah sehr komisch aus. Immerhin blieben sie jetzt nicht mehr hinter den anderen zurück. Sie trieben mitten in einer Schar von Ameisen, die sich alle gut zu kennen schienen, auch die Alte wechselte häufig Fühlerschläge und Zuruf aus, aber es wurde kein Wort gesprochen. Das war so Sitte unter den Sammlerinnen, weil sie sonst wohl gar nicht fertig geworden wären.

Auf diese Weise durchquerten sie das ganze Erdbeerland, immer dem Lauf der Straße folgend, die bald unter Blättern verschwand, bald zwischen den Steinen wie durch einen Engpaß schlüpfte. Für Re war diese langsame Wanderung etwas wunderbar Schönes. Ihr Blick schweifte erfreut über das weite, flache Land, in dem in bestimmten Abständen wie kleine Däsen die dichten Erdbeerbüsche wuchsen. Die Sonne hatte den Tau getrocknet, der morgens in allen Farben sein kurzes Spiel getrieben hatte. Es war ein reiner, stiller Tag. Im Vollgefühl ihrer Jugend eilte sie dahin und fand

nichts Herrlicheres, als so im Freien schweifen. Wenn nur Nala hätte bei ihr sein können. Mit welchem Stolz hätte sie ihr all die Schönheit der Welt gezeigt und wäre mit ihr durch das wärmende Licht gesprungen.

Re seufzte und schämte sich fast ihrer Lust, und nur die Erinnerung daran, daß sie ausgezogen war, um das Nest der Räuber ausfindig zu machen, tröstete sie wieder.

Auf ihrem Wege waren die beiden schon an manche Straßengabelung gekommen, und an jeder verlief sich ein Teil des Schwarmes, der sie umgab.

„Haben wir noch weit?“ fragte Re.

„Nicht mehr lange,“ erwiderte die Alte.

„Und was ist das, was da vor uns so stark aufliegt?“

„Das ist ein Stück Glas. Unsere Straße führt darunter durch. Du scheinst auch den Weg noch nicht oft gemacht zu haben.“

Statt der Antwort fragte Re weiter: „Eigentlich ist es ein angenehmes und schönes Geschäft, das ihr Sammlerinnen da treibt?“

„Ja, du scherzst,“ gab die Alte zurück. „Wieviel meinst du wohl, daß von unser einem an einem Tag draufgehen? Ich gehe nur immer hin und her und kümmere mich um sonst nichts auf der Welt. Aber das sag' ich dir, daß ich schon mit mancher gegangen bin, die ich nachher nicht wieder gesehen hab'. Jetzt geht es ja, das Gefindel von Käfern und Spinnen ist ziemlich in Respekt, seitdem die Statthalterin überall starke Soldatenposten aufgestellt hat. Siehst du diesen Baum, junger Herr, du mußt über dich blicken in die Höhe, siehst du diese grünen Wolken? Das ist der Baum, da müssen wir hinauf, wir armen Lasttiere.“

„Ich bin bisher noch immer wieder nach Haus gekommen, trotz manchen Schreckens unterwegs. Ist es vorüber, so denkt man nimmer daran, das erhält einen bei Kräften.“

„Du solltest einen Posten in der Stadt haben,“ meinte Re, „du bist alt genug, um auch einmal nichts zu tun.“

„Meinst du? Nein, ich kann nur was ich gelernt habe. Und in der Stadt sitzen und nichts tun, das befäme mir schlecht. Ein Maul sein, das nichts tut als fressen, nein, von jedem bekomme ich einen Stoß, einen von rechts, einen von links, so käme ich zum Tor hinaus und könnte mich gleich in den Abfall legen.“

Re mußte lachen. Es war köstlich, wie die über alles hinschwäzte. Und die Figur! Hager wie eine Rispe an der Brust und den Beinen, und der Hinterleib wie ein Faß, so dick und kaum zu schleppen. Das Schwarz ihres Körpers wie Tinte, weil all die feinen Härchen ausgefallen waren, deren seidige Glätte den Panzer glänzen läßt. Eben froh sie ihr voran durch ein überdachtcs Stück, und mit einem Mal erhob sich der Stamm vor ihnen, mitten in einer starken, geschlossenen Befestigung. Wie in einer Röhre stieg der Stamm aus dem künstlich angelegten Erdwall, in die Höhe, und noch eine Spanne weiter zogen die überbauten Gänge sich daran empor. Es mußte scharf aufgepaßt werden, daß keine fremden Ameisen passierten, und das rege Treiben, das an diesem Platz herrschte, verriet Re, wie stark die Besatzung wohl sein mußte. Es war aber auch die entfernteste Station des Reiches.

Es war ein eigentümliches Gefühl, solch eine hohe

grüne Wolke über sich zu wissen, und völlig unbegreiflich schien es, wie man da hinaufkommen sollte.

„Was tun die andern, die an der Wurzel in die Erde steigen?“ fragte Re, während sie die Anlage passierten.

„Ich weiß nicht!“ erwiderte die Alte gedankenlos, und Re mußte sich damit begnügen. An der Stelle, wo am Stamm der senkrechte Weg begann, nahm ein Soldat das Zeichen der Sammlerin entgegen. Re wurde ohne weiteres durchgelassen.

Nun ging es am Stamm in die Höhe. Re hätte nicht geglaubt, daß es mit solcher Leichtigkeit geschehen könnte. Aber die Rinde wies viele Vorsprünge auf, und mit sechs Beinen ließ sich jede Unebenheit ausnutzen.

Hier kamen ihnen die ersten Sammlerinnen auf ihrem Rückweg entgegen. Vom süßen Saft beschwert tasteten sie sorglich den Weg ab, bevor sie den nächsten Schritt wagten. Ihr hellgelber Leib strahlte durchsichtig wie ein schwerer Tropfen Honig. Sie tauschten einen raschen Gruß aus und setzten ihren Weg nach abwärts fort.

„Heut' haben wir es gut,“ begann die Alte, „aber wenn es geregnet hat und der Stamm ist naß, so rutscht man unversehens aus und fällt kopfüber hinunter. Einmal ist es mir so ergangen, ich stürzte ab und mir wurde so übel, daß aller Saft verloren ging, und ich spürte es im Kopf, daß ich dachte, es wäre zu Ende mit mir. Aber ich konnte mich noch regen, und so kletterte ich gleich wieder hinauf. Seitdem steige ich aber immer schräg herum ab. Man kann sich so besser halten und bekommt nicht leicht das Uebergewicht.“

Ne hatte sich alle Mühe gegeben, ihre Ermüdung nicht merken zu lassen. Als sie nun aber auf der ersten Verzweigung des Baumes Halt machten, atmete sie doch tief auf und blickte mit heimlichem Schauer in die Tiefe. Nun war es, als sei eine Wolke unter ihnen, denn auf dem Boden war außer braunen und grünen Flecken nichts zu erkennen als die klare Linie der Straße, deren bewegliche Punkte sich deutlich abzeichneten. Das leise Wiegen war wundervoll, und je mehr man auf schwächere Aeste überging, umso fühlbarer wurde ein immerwährendes, feines Schwanken, als ginge man in der Luft selbst und der Baum begänne mit einem davon-zuziehen. Auf den breiten Blättern, die wie dünne Pfannen an einem langen Stiel hinaushingen, waren die Ameisen zu Hunderten versammelt, und manchmal konnte man von einem Blatt auf das andere hinübersteigen, und so immer weiter von Scholle zu Scholle.

Ne und die Alte waren im Gespräch leicht überholt worden. Nun trafen sie alle die anderen schon bei der Arbeit an. Seltsamerweise spielte die ganze Arbeit sich auf der Unterseite der Blätter ab. Dort saßen eine Unmenge grüner Tierchen von possierlichster, dickbauchiger Gestalt in allen Größen von dem Umfang eines Stecknadelkopfes bis zur Größe einer Ameise, liefen ein wenig hin und her und schienen mit ihrem kleinen Rüssel an der Blatthaut den Saft zu saugen. Kam eine Ameise von rückwärts heran und streichelte mit Fühlern und Vorderfüßen den Rücken, so schien das dem Kerlchen ganz besonders zu behagen. Denn es hob auf eine komische Art, als ob es sich strecken wollte, den Leib, und ließ ein Tröpfchen Saft hervortreten, das die Ameise eilig aufleckte. Dabei standen der Blattlaus zwei

dicke Borsten vom Leib ab, sodaß es aussah, als ob die Ameise daran melkte, so wie man Röhre melkt.

Ke schaute zu, wie ihre Alte sofort mit der Arbeit begann, nach der ersten kam die zweite, dritte, vierte daran, sie schienen alle nur darauf zu warten, ihr Tröpfchen abgeben zu dürfen. Hier war das Sammeln leicht. Ein frohes, lautes Treiben herrschte hier im Gegensatz zu der einförmigen Stille der Straße. Die Arbeiterinnen neckten sich während des Geschäftes, und jede wollte der anderen zuvorkommen. Aber für alle war Arbeit genug, denn schon nach wenigen Minuten konnte das gleiche Tierchen einen zweiten Tropfen abgeben.

Nun merkte auch Ke an der Art, wie die Alte an- geredet und behandelt wurde, daß sie von den anderen Ameisen für dumm gehalten wurde, und jeder seinen Spaß mit ihr trieb. „Siehst du nicht, daß dein Tier vor dir davonläuft,“ rief ein Junge in vollem Eifer ihr zu. „Du streichelst es ja auf der falschen Seite.“

„So eine Frechheit,“ schrie dann die Alte, „mußt du mir sagen, wo hinten und vorn ist, du naseweise Mißgeburt. Geh' heim und leg' deine Eihaut zusammen, die wohl noch irgendwo im Nest herumliegt.“

Und alle, die es hörten, lachten.

„Alte,“ rief eine andere, „gib' acht, daß dein Zick- lein nicht ausschlägt.“

So trieben sie alle ihren Unfug mit der Alten, die offenbar im Kopf nicht ganz in Ordnung war, vielleicht infolge des Sturzes vom Baum. Ke gab ihr einen lauten Schlag auf den Rücken und sagte im Weggehen: „Wenn es dir an irgend etwas fehlt, so frage nur nach mir.“

„Und wie heißt Euer Gnaden?“

„Ich heiße Re und du?“

„O, ich habe ja keinen Namen, ich bin ja Sammlerin, da ist eine so dumm wie die andere. Wir brauchen keinen Namen und kennen uns auch so.“

Das fand Re bestätigt, als sie auf der äußersten Spitze eines Zweiges eine Sammlerin anrief, um sich die Gegend zu ihren Füßen erklären zu lassen. Es zeigte sich, daß sie nicht mehr wußte als die Alte. Wo sie nicht hingeführt worden waren, da kannten sie sich nicht aus, und Re verstand nun, wie es möglich war, daß die Statthalterin die Straße nur einfach abzusperren brauchte, um die Sammlerinnen zurückzuhalten.

Lange blickte Re in die vielfarbige Tiefe hinab, auf der in der schrägen Sonne Schatten und Lichter jeden Augenblick wechselten. Alles Leben in der Luft und auf der Erde war erwacht. Ein Summen und Zirpen, Vogelsang und Blütenduft füllten den Sonnenschein, und ein glücklicher Friede herrschte in der großen Werkstatt des Lebens.

Unendlich dehnte sich alles. Was konnte es bedeuten, hier Umschau zu halten? Hügel wurden zu Ebenen, und das Grün der Erdbeerbüschchen schien am Boden zu fließen. Nur ganz in der Ferne war eine Art Erhöhung zu erkennen, aber warum sollte dieser Berg gerade mit den Räubern zusammenhängen? Zwar glich er mehr einer Burg in den Umriffen, und es schien kein natürlicher Aufbau zu sein, aber warum sollte gerade dort Nala gefangen gehalten werden? Und doch überkam ein seltsames Gefühl der Gewißheit Res Herz jedesmal, wenn sie den Blick nach jener Richtung hin schärfte. Vielleicht nur deswegen, weil es das einzige Zeichen in der Runde war, das Bedeutung haben konnte. So-

gleich war sie entschlossen es zu verfolgen. So prägte sie sich denn genau die Richtung ein, in der von der Straße aus dieser ferne Hügel zu erreichen wäre.

Während Re noch mit den Augen maß, erschien aus der Tiefe der Luft ein drohendes Etwas. Mit geisterhafter Geschwindigkeit wuchs es zu gewaltiger Größe heran, und ein scharfes Summen drohte unheilverkündend voraus. Es kam genau auf die Stelle zugeflogen, wo Re stand, und aus dem schwarzen Knäuel glaubte Re vorgestreckte Fänge sich abheben zu sehen, die nach ihr griffen. In krampfhafter Abwehr duckte sie sich nieder und klammerte sich an der Blattfläche fest, die andern Ameisen aber, die in ihrer Nähe auf dem Blatt verteilt waren, richteten sich auf den Beinen empor dem Ungeheim entgegen und fletschten mit weit offenen Kiefern in die Luft. Einen Augenblick war es, als wollte das Ungeheuer sich niederlassen, und während es über ihnen schwebte, fühlten sie den Wind, der von den brausenden Flügeln ausging, im Angesicht — dann strich es ruhig ab und verschwand gleich wieder in der leichten Luft.

„Es war eine Biene,“ sagte der alte Soldat an Res Seite, der sich hergefunden hatte. „Wenn sie fliehet, daß das Blatt besetzt ist, so fliehet sie ruhig weiter. Solange eine Ameise nicht in die Behausung der Bienen eindringt, hat noch nie eine unter ihnen zu leiden gehabt.“

„Das glaube ich wohl,“ erwiderte Re, „daß keine Ameise sich in die Behausung eines solchen Gegners hineinwagt.“

„Ganz und gar nicht,“ lachte die andere, „so furchtbar rechtlich wie sie sind wir allerdings nicht. Aber sie haben auch leicht rechtlich sein, wenn man auf seinen

Flügeln überall hinkommt, wo noch niemand eingenistet ist. Wir müssen sehen, wo wir in der Nähe das finden, was wir brauchen, und wenn es auch Blut kostet. So haben wir im vergangenen Jahr einen ganzen Honigstock ausgeplündert. Es kam wohl manchmal zu tüchtigen Kämpfen, aber hauptsächlich haben wir uns eingeschlichen und die Tröglein ausgefogen, wenn gerade niemand da war.“

Ke war vor Staunen sprachlos. „Wir sind doch ein mächtiges Geschlecht, wir Ameisen,“ erwiderte sie endlich sinnend.

„Die Welt wird von Ameisen beherrscht,“ sagte ruhig und fest der alte Soldat. „Es gibt kein bewohnbares Land auf der ganzen Erde, wo nicht Ameisen leben und herrschen. Die Zahl der Ameisen ist größer als die sämtlicher anderen Tiere zusammengenommen.“

Ke nickte, wenn sie es auch nicht glauben konnte. Im Stillen aber dachte sie: „Wenn wir so mächtig sind, warum können wir uns der Räuber nicht erwehren? Warum tun sich nicht alle friedlichen Ameisen zusammen und strafen die Uebeltäter, wie sie es verdienen, und helfen mir Nala befreien?“

Viertes Kapitel.

Im Dunkel der Nacht traf Re wieder in der Blattkolonie ein. Sie hatte einen weiten Weg hinter sich. Nachdem sie nämlich vom Baume herabgestiegen war, hatte sie der Neugierde nicht widerstehen können und war auch in die Tiefe geklettert, wo sie zu ihrem Erstaunen genau dasselbe Bild antraf wie auf den Blättern. Nur saßen hier unten an den strahlig durch den Boden ziehenden Wurzeln Hunderte von blassen Tierchen, die in richtige Ställe gefaßt waren, indem man immer über einem bestimmten Stück Wurzel eine kleine Erdbarade erbaut hatte, sodaß die wandelnden Süßigkeiten sich nicht einmal bewegen konnten, wie sie sollten. Aber das schien sie nicht im geringsten zu beunruhigen. Mit unbeirrbarer Gutmütigkeit boten sie ihr Tröpfchen und vermehrten sich sehr, weil die Ameisen alle ihre natürlichen Feinde fern hielten.

Sodann hatte Re sich nach einer Jägerin umgesehen. Aber es war keine zu finden, weil man nicht hier, sondern im dichten Rasenland zu jagen pflegte, wo es natürlich viel mehr Beute gab, wie kleine Käfer, junge Maden an den Gräsern und Würmer in den Erdlöchern. So bekam sie denn von der Anführerin einen Soldaten mit, der doch wenigstens einen gewissen Schutz bot, und machte sich in der Richtung auf, die sie sich vom Baume aus gemerkt hatte. Aber gleich von An-

fang an kam man nur langsam vorwärts, denn der Soldat begnügte sich nicht damit, sich den Weg einzuprägen, sondern schweifte immerfort nach der Seite aus, und war nicht um einen Schritt voranzubringen, bevor er nicht die ganze Gegend einigermaßen abgelaufen hatte.

„Ich habe es so gelernt,“ sagte der Soldat, „du darfst mir glauben, daß wir uns auf so neuen Wegen nie wieder zurückfinden würden. Und wir pflegen nie auf dem gleichen Weg zurückzugehen. Kenne ich erst einmal die Gegend genau, so kann ich sagen, wo wir gegangen sind, und wo wir auch noch gehen könnten.“

Re wurde bei dieser Art des Marschierens ärgerlich, konnte sich aber doch nicht entschließen, ihren Begleiter zurückzuschicken. „Verlaß dich nur auf mich,“ sagte sie schließlich, „ich habe meinen Weg vollkommen in der Erinnerung, als ob ich die Spuren sähe, und kann mich übrigens nach der Sonne richten.“

„Das kann ich nicht,“ erwiderte der Soldat, aber er war auch fernerhin nicht von seiner Gewohnheit abzubringen, ermüdete sich im Zickzacklauf, um Re nicht warten zu lassen, und dennoch kam man nicht recht voran. Wenigstens war von einem Hügel in der Ferne nichts zu sehen.

Endlich gegen Mittag zeigte sich ihnen ein Wald von breiten Blättern, der sich schnurgerade hinzog. An kurzen Stielen wuchsen diese Blätter direkt aus dem Boden. Auch der Soldat hatte einen ähnlichen Wald noch nie gesehen, und die Sache kam ihm gar nicht geheuer vor. Das Erdbeerland lag schon weit hinter ihnen, und was sie für einen Wald hielten, war in Wirklichkeit ein großes Gemüsestück.

Sie ließen sich im Schatten nieder, weil die Sonne heiß brannte, und beide verspürten Durst und Hunger.

„Ich will sehen, ob ich etwas zu essen finde,“ meinte nach kurzer Rast der Soldat und ging tiefer in den Wald hinein. Re war damit zufrieden, denn sie wollte allein sein. Ein trüber Mißmut beschlich sie. Ihre Aufgabe schien ihr ungeheuerlich und unausführbar. Am Ende war dann dieser Hügel, den sie vom Baum aus gesehen hatte, gar nicht die Burg der Riesen, und wie sollte sie Nala finden? Was geschah dann mit Nala? Dann war Nala für alle Zeit verloren; Re würde sterben und Nala würde sterben, und niemand würde mehr darnach fragen, daß zwei Kameraden auseinandergerissen worden waren. Warum auch? Das kam ja alle Tage vor, daß das Unglück hereinbrach, bald über den einen, bald über den andern, und wen es trifft, der muß sich hineinfinden. Warum sollten gerade Nala und Re glücklich sein?

Aber sie konnte sich nicht darein ergeben, wenn sie an das Glück des Wiedersehens dachte. Nein, solch ein Glück war wohl die Anstrengung eines ganzen Lebens wert. In diesem Gefühl war alle Müdigkeit, Hunger und Durst vergessen. Sie raffte sich auf, um weiterzu-eilen, als sie aus dem Dickicht des Blätterwaldes Rufe und Lärm hörte, und gleich darauf ihr Soldat hervor-stürzte, wie er hinter sich her eine andere Ameise am Bein heranzerrte.

„Was ist geschehen?“ rief Re und sprang herzu.

„Nichts,“ erwiderte der Soldat, „da sieh’, was ich erwischt habe. Kommt mir das Geschöpf plötzlich an einer Ecke entgegen. Da es nicht freiwillig mitgehen wollte, hab’ ich es am Bein gepackt?“

„Was hat dir diese Ameise denn getan?“

„Nichts. Aber was hat sie hier im Wald zu suchen, der doch uns gehört?“

Die fremde Ameise lauerte unterdessen am Boden und wartete ängstlich, was mit ihr geschehen würde.

„Du hast sie doch nicht verletzt?“ schalt Re und befreite das Bein aus den scharfen Zangen des Soldaten, der nur ungern losließ. „Was fällt dir ein, eine fremde Ameise ohne Grund anzufallen, die uns doch nicht das geringste getan hat. Ein Glück, daß sie allein ist, sonst könnten wir uns wohl jetzt gegen eine Uebermacht zur Wehr setzen,“ und dann ging sie auf die Arme voll Mitleid zu und streichelte ihr das fluge Köpfchen. Sogleich begann auch von ihrer Seite ein freudiges und demütiges Fühlerpiel, als bäte sie um Schonung. Ihre Sprache verstand Re nicht, und sie vermochte auch nicht sich zu verständigen. Vielleicht könnte sie mir sagen, wo das Nest der Riesen liegt, dachte Re, aber wie hätte sie ihr das verständlich machen sollen?

Schließlich, als die Fremde merkte, daß sie befreit war, dankte sie überschwenglich mit den natürlichen Beweisen höchster Freude und ging wieder in den Wald zurück mit Zeichen, daß Re ihr folgen sollte, und ohne Ueberlegung schloß sich Re ihr an. Die Fremde war von der gleichen sammetschwarzen Ameisenart, der auch Re angehörte, und es schien im Laufe des Wegs, daß sie aneinander Gefallen gefunden hätten. Der Soldat folgte beschämt, aber mit bissigem, mißtrauischem Wesen. Es wäre ihm viel richtiger erschienen, wenn man die Fremde umgebracht hätte. Dabei fürchtete er die Uebermacht eines Feindes, dem sie jetzt eben vielleicht entgegengingen.

Wie verwundert schaute Re, als sie schon nach kurzer Zeit auf eine Ameisenstraße stießen, die ebenso schön gebaut war wie die ihrige, und in gerader Linie durch den Wald führte. Hier zögerte Re, weiterzugehen, denn wer bürgte ihr dafür, daß die Fremden mit ihr selbst so handeln würden, wie sie mit einer der ihrigen getan hatte, zumal wenn sie ihr Gebiet betrat. Die Fremde lief aufgeregt hin und her und suchte sie zu überreden, mitzukommen.

Re sah sich nach ihrem Soldaten um, der argwöhnisch die Fährte studierte. „Das ist eine feindliche Straße“ sagte er vor sich hin. Re lachte. „Allerdings ist das eine Straße, die nicht uns gehört, aber muß sie deswegen gleich feindlich sein?“

Wenn sie allein gewesen wäre, wäre sie sicher mit der Unbekannten gegangen. Aber mit diesem Dummkopf von Soldaten war es ihr zu gefährlich. Es war zu wahrscheinlich, daß er die Gastfreundschaft mit einem törichten Angriff gelohnt hätte, und sie wären dann beide verloren gewesen. Als die Fremde sah, daß Re zögerte, bot sie etwas zu essen, und Re nahm gern an, denn sie war sehr hungrig. Nun kam auch der Soldat gelaufen, aber ihm gab sie nichts, und er mußte mit hungrigem Magen umkehren. Re lachte darüber und auch die junge Fremde lachte.

Ehe sie sich aber verabschiedeten, trat Re nahe an sie heran, zeigte auf den Platz, wo sie standen, dann auf die Sonne am Himmel, und die Fremde wiederholte mit Verständnis die Zeichen. Sie lief ein Stück Wegs zurück, kehrte dann um, blieb am verabredeten Platze stehen, blickte dann nach der Sonne und sah sich um, als ob sie jemand erwarte. Re tat das Gleiche, indem sie aus

dem Wald trat. Da hatten sie sich genügend verstanden, schlugen mit den Fühlern auf den Boden und trennten sich.

Re zog wieder durch den Wald und fand leicht ihre alte Fährte. Aber der Weg war lang, und erst bei Sonnenuntergang trafen sie in der Baum-Kolonie ein. Der Soldat war halb am Verhungern und Re verabschiedete ihn. Sie selbst machte noch den weiten Weg bis zur Blatt-Kolonie, wo sie ein unglaubliches Durcheinander vorfand. Alle Sammlerinnen waren hier festgehalten worden, und die Menge der Soldaten, die aus allen kleineren Stationen, längs der Straße herangezogen worden war, überfüllte den Platz derart, daß die Mehrzahl genötigt war, im Freien zu lagern oder die naheliegenden Blätter zur Deckung zu nehmen, denn unter dem großen Blatt lagerte das Volk in dichten Knäueln, und im unterirdischen Teil war überhaupt kein Fleckchen mehr unbesezt. Aber alles war bei ausgezeichneter Stimmung, die Soldaten ließen sich die gute Gelegenheit nicht entgehen, sie schwelgten im süßen Saft, den alle so liebten, und waren lustig bis spät in die Nacht hinein.

Re mußte sich selbst, so müde sie war, nach einem Schlafplätzchen umsehen. Denn die Nacht im Freien zu bringen, ist für eine Ameise soviel, wie ihr Leben aufs Spiel setzen. Nach langem Suchen entsann sie sich, daß ein halbhohler Stein an der Straße lag. Niemand hatte an diesen Platz gedacht, der auch in der Tat nicht ganz ungefährlich war. Indessen schlief sie gleich ein und war mit dem Tagesgrauen wieder wach, als die Sammlerinnen bereits auf ihrem Arbeitsgang an dem Stein vorbeikamen. Es schien, als ob sie nicht mit der gleichen

Frische wie am vergangenen Tag auszogen. Mit schleppendem Schritt eilten einige und andere schienen schlaftrunken und nicht so dunkelglänzend. Das war die Wirkung der schlechtverbrachten Nacht und der veränderten Gewohnheit. Die Meisten jedoch waren noch bei guten Kräften, und die Grüße flogen hin und her. Sie waren gewiß froh, der Einpferchung, in der sie während der Nacht gelegen, entronnen zu sein, und ihre Hoffnung stand auf die belebende Wirkung der Sonne, die soeben im Osten das erste Rot in ein welliges Wolkenmeer mischte. Die Luft war noch recht kühl, und die Halme, die im Vorübergehen gestreift wurden, glänzten an der Schneide von winzigen Taufugeln.

Fröstelnd trat Re hinaus und begab sich unter das Blatt um Nahrung zu sich zu nehmen. Dann fragte sie nach der Statthalterin. Niemand wußte, wohin sie gereist war. Aber mit ihr fehlten auch die obersten Anführer. Einige Boten warteten ebenfalls. Re benutzte die Zeit, um sich das untere Stockwerk anzusehen. Das war allerdings recht klein, und die Soldaten, die unter Anleitung einiger Handwerker sich daran gemacht hatten, den Raum zu vergrößern, arbeiteten ungeschickt und unwillig. Es war die ungeeignetste Zeit, um Grabarbeiten zu machen. Aber es mußte immerhin versucht werden, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, seine Kräfte in Entbehrungen aufzureiben.

Re wollte den Soldaten Mut zusprechen, sie fingen aber sogleich an, auf den Staatsrat zu schelten und drohten die Hauptstadt zu überfallen, wenn man ihnen keine Königin schicken würde.

„Werden wir denn mit den Forderungen der Statthalterin nicht durchdringen?“ fragte Re.

„Sie haben aufs Bestimmteste erklärt, nicht nachgeben zu wollen,“ erwiderte eine Anführerin, die sich ihr zugewandt hatte. „Sie haben den Bau einer neuen Straße begonnen, der über die Steine hin zu den Erdbeeren führt.“

„So wird die Statthalterin auch diese Straße sperren,“ gab Re mit Trotz zurück.

Die Anführerin wandte sich ab. „Das ginge nicht ohne Kampf. Aber ein Kampf bedeutet soviel wie unser Untergang zugleich mit vielen anderen, die schließlich doch unsere Schwestern sind, man mag es wenden, wie man will. Und gelingt es uns nicht, die Straße zu sperren, so wird das Häufchen hier verkommen und der Rest wird gehorchen müssen.“

„Und was geschieht dann mit der Statthalterin?“ fragte Re voller Angst.

„O noch ist es nicht so weit. Sie werden wohl zuletzt doch nachgeben,“ erwiderte die andere im Fortgehen.

Aber Re wollte es nicht glauben. Mit bangen Gefühlen stieg sie empor und fand oben die Statthalterin im Gespräch mit den Boten. Es schien nicht gut zu stehen um ihre Sache, denn die Umstehenden flüsterten erregt und zornig oder auch niedergeschlagen, wie die Stimmung des Einzelnen es mit sich brachte.

Re hielt sich im Kreis der Anführerinnen und wartete ab, daß die Statthalterin Zeit für sie fände. Dieser blieb nichts anderes übrig, als Befehl zu geben, daß das ganze Erdbeerland in kleinen Posten abgesperrt würde. War die neue Straße dann soweit vorgeschritten, daß sie das Erdbeerland erreichte, so mußte der Platz schon besetzt sein, und ein aufgedrungener Kampf

mußte angenommen werden können. Dabei wäre man deswegen im Vorteil gewesen, weil die Soldaten ihrer Natur nach mehr zur Verteidigung als zum Angriff geschaffen sind; dieselben Soldaten, die bei der Abwehr eines Angriffs auf ihre Stadt mit Todesmut die Verteidigung übernehmen würden, sind zaghaft und unsicher, wenn es gilt, fern von zu Haus gegen einen zur Verteidigung bereiten Platz vorzugehen. Da waren noch Jäger besser zu brauchen als Soldaten. Das wußte die Statthalterin genau.

Aber, es mußte ja noch Tage lang dauern, bis die neue Straße so weit geführt war, und solange, hoffte sie, würden sie es nicht darauf ankommen lassen, die Stadt in Hungersnot zu bringen. Was sollte sonst aus den kleinen, weißen Larven werden, wenn kein süßer Saft mehr im Hause war?

Inzwischen mußte alles versucht werden, um eine Lösung im Guten herbeizuführen. Als die Statthalterin sich umschaute, wen sie sich zur Botschafterin auswählen sollte, erblickte sie Re und winkte sie zu sich heran, denn ihr war eben bei ihrem Anblick der Gedanke gekommen, daß gerade Re die richtige Botin sein würde. Bei ihrer zarten Jugend und natürlichen Klugheit schien sie wie dazu geschaffen, die Zuneigung und zugleich die Vernunft zu erwecken, und wenn sie sprach, fühlte man ein großes Zutrauen zu ihrer ehrlichen und bescheidenen Meinung.

Re war von dem Auftrag nicht sonderlich erfreut. Denn sie hatte gerade gehofft, an diesem Tag die Nachforschungen nach den gelben Räubern mit Hilfe der Statthalterin fortsetzen zu können, und sie hatte sich schon ihren Bericht über den gestrigen Tag zurechtgelegt. An-

dererseite war das Zeichen des großen Vertrauens, das ihr damit geboten wurde, etwas so Ehrenvolles, und ihr Gefühl für die Statthalterin war so lebhaft, daß sie nicht nein sagen konnte. Dann auch mußte sie einsehen, daß ohnehin, wenn die Sache der Statthalterin nicht siegte, alle Pläne zur Befreiung Nalas vergebens waren. Darum erklärte sie sich ohne Umschweife bereit, und die Statthalterin führte sie sogleich bei Seite, um ihr genau einzuschärfen, was sie vorbringen sollte, und wie sie es am eindringlichsten täte.

„Liebe Re,“ sagte sie, „vergiß nicht, daß das Wohl aller dieser Ameisen hier vom Erfolg deiner Botschaft abhängt. Zurück können wir nicht mehr. Hält der gegenwärtige Zustand aber länger an, so geht eine allgemeine Verwirrung daraus hervor, die Sammlerinnen werden dahinsiechen und die Soldaten schlaff werden. Von da bis zum Untergang ist nur noch ein Schritt.“

„Ich gehe“ erwiderte Re, „aber werden sie mich auch wieder zu euch zurücklassen?“

„Du gehst unter dem Schutz des Botenfriedens. Magst du mit Glück zurückkehren. Dann wirst du Macht genug haben, um deine Nachforschungen ohne fremde Hilfe fortsetzen zu können.“

„Ihr solltet mich selber eurer Hilfe versichern,“ sagte Re traurig. Denn sie fürchtete, die Statthalterin wolle sich auf diese Weise ihrem Versprechen entziehen. Aber die Statthalterin lächelte: „Nenne mich künftig nur du, ich will es so. Wenn deine Botschaft glücklich zu Ende geführt ist, so ist auch meine Macht hier dahin. Ich bin Soldat und stehe als Soldat unter dem Befehle des Staates. Nur solange kein Staat besteht, bin ich im Be-

sich der Macht. — Vor allem vergiß nicht, darauf zu bestehen, daß sofort Werkleute geschickt werden. Mir scheint, der Himmel bereitet Regen vor.“

Unge säumt machte Re sich auf den Weg, gefolgt von zwei Anführern. Die lange, vereinsamte Straße lag im Morgenglanze vor ihnen, und da und dort konnte man schon deutliche Zeichen der Verwahrlosung an ihr bemerken; manch kleines Gräslein hatte in der kurzen Zeit die schöne Glätte des Bodens durchbrochen, und auf halbem Wege gar war sie ein Stück weit durch einen Maulwurfshügel verscharrt. Zu Seiten der Straße, in bestimmten Abständen lagerten kleine Soldatentrupps unter Steinen und Blättern. Sie lungerten faul umher, und sahen ermattet und wenig hoffnungsfroh drein.

Re eilte mit unermüdlichen Eifer voran, und ihre Begleiter hatten alle Mühe, gleichen Schritt zu halten. Bisher hatte sie mit ihnen noch kein Wort gewechselt, und es war für Re schwierig genug, wie sie sich zu diesem viel älteren Untergebenen stellen sollte. Nun, als man die letzten Stationen hinter sich hatte und sich der Ameisenstadt näherte, war ihr schlimmer zu Mut, als wie sie mit der fremden Ameise auf fremder Straße gestanden hatte. Mit einer Regung von Angst und Heimweh dachte sie daran, wie sie an Nala geduckt in jenem kühlen Saal geschlafen hatte. Sie dachte an Atta und an die alte Gulli und ward sich dabei bewußt, daß sie eigentlich gar nichts von der großen Stadt und ihren Einrichtungen wußte. Nur daß die Zimmer groß und unzählich seien, daß eine Unmenge von Ameisen da zusammenwohnten, es sollte viele viele Male mehr sein, als in der Blattkolonie auch nur Platz finden konnten.

Re maßigte ihren Schritt und fragte ihre Begleiter

freundlich, ob sie schon einmal in der Hauptstadt gewesen wären.

„Ja freilich,“ erwiderte die eine Anführerin, „wir sind alle in der Stadt geboren. Wir sind ein Paar, wir beide sind zusammen ausgeschlüpft und aufgewachsen. Aber das ist nun schon lange her. Wir haben manche lustige Stunde da unten verbracht und sind durch alle Stockwerke gelaufen, so daß wir die ganze Stadt kennen. Es ist ja da drinnen viel lustiger als in der Erdbeerkolonie. Dort ist es furchtbar langweilig, und wir haben nur Entbehrungen zu leiden. Es ist ja gar nicht zu vergleichen, was für ein vielartiges Volk da die Gänge füllt, da sind Handwerker und Jäger und dumme Handlanger, die sonst nichts verstehen, als die Abfälle und die Toten hinauszuschaffen. Die haben wir oft an den Beinen festgehalten, als wir unseren Spaß mit ihnen hatten.“

Dies alles habe ich nicht kennen gelernt, weil ich meinen Kameraden verloren habe, dachte Re. Sie wollte deswegen auch nicht weiter hören und fragte zur Ablenkung:

„Habt ihr auch die alte Gulli gekannt?“

„Gesehen haben wir sie wohl. Aber wir hatten Angst vor ihr. Nun ist sie ja tot, man hat sie nach dem Ueberfall gefunden.“

Re hatte sich gerade auf sie gefreut, und alle ihre Hoffnung zog sich für den Augenblick auf ein winziges Fünkchen zusammen. Denn gerade auf die Fürsprache der alten Gulli hatte sie im Innern viel Hoffnung gesetzt.

Ihre beiden Begleiter schienen ganz von der Freude befaßt, die ihnen so wohl bekannten und geliebten Plätze ihrer Jugend wieder aufzusuchen und sprachen untereinander von nichts anderem. Es kam ihr vor, als

ob das Schicksal ihrer Botschaft sie nicht weiter in Sorgen hielt, als verstanden sie nur lustig zu sein, zu gehorchen und zuzubeißen. Ke mochte ihre Stimmung nicht trüben und schwieg.

Bei einer Biegung des Wegs sahen sie sich plötzlich vor einer Reihe drohend aufgerissener Zangen. Rechts und links lagen andere im Hinterhalt. Das waren die Truppen der Hauptstadt. Die sahen allerdings anders aus. Stramm und blank von Wohlgenährtheit standen sie da, begierig auf das erste Zeichen hin loszufahren. Ke kreuzte die Fühler und wurde mit ihrem Anhang durchgelassen.

Nun wurde die Straße immer belebter, und bald gingen sie im dichtesten Strom von Handwerkern, Arbeitern, Jägern, Pfadsuchern und sonstigen Arbeitsständen. Hier war der Ort, wo die neue Straße die alte Bahn verließ und sich quer durch das Rasenband auf die Bäume im Erdbeerland vorschob. Ke war überrascht von der Menge der Ameisen, von ihrem Eifer und der Entschlossenheit, mit der jede Arbeit angepackt wurde. Sie hatte geglaubt, auf ein Durcheinander von arm-seligen Ausgehungerten zu stoßen. Statt dessen sah sie mit Bewunderung die rüstigen schwarzen Gestalten sich froh und voller Ordnung bewegen, und es schien ihr fast, als ob gegen diese festgegründete Herrschaft und die unübersehbare Zahl das Häufchen in der Erdbeerkolonie nicht aufkommen könnte. Ja sie begriff nicht, wie die Statthalterin daran hatte denken können, sich aufzu-lehnen.

Wenn sie aber wieder bedachte, wie aus dieser kleinen, doch so trefflich gelegenen Kolonie ein schönes, befreundetes Staatswesen hervorgehen konnte, das mit

ganz anderer Macht imstande war, die wichtige Straße zu schützen, so gewann sie wieder Vertrauen und Sicherheit.

Während Re von niemand gekannt sich durch das Volk drängte, wurden ihre Begleiter jeden Augenblick angehalten und begrüßt.

„Habt ihr nicht ein wenig Saft mitgebracht?“ fragte man sie, „ach, uns dürstet sehr danach!“ Und andere sagten: „Ihr müßt es gut haben in der Erdbeerkolonie, ja das laßt ihr euch gefallen, ihr Soldaten. Aber wartet, bald ist die Straße fertig, dann ist es vorbei mit eurer Herrlichkeit.“

So und unter ähnlichen Worten wurden sie öfter angehalten, aber niemand tat ihnen das geringste zu leid. Indessen merkte Re wohl, daß die Knappheit recht empfindlich sein mußte, und hoffte neuerdings auf günstige Antwort.

Am Eingangstor übernahm eine Türhüterin die Führung, nachdem Re ihr Anliegen vorgebracht hatte. Sie wurde durch ein drängendes und schiebendes Volk hindurch in die Halle geleitet, deren grünliches Duster nach dem langen Marsch wohl tat. Dort ließ man sie mit ihren Begleitern allein, und Re hatte alle Muße, das Treiben zu beobachten, das sich vor ihren Augen abspielte. Hier war der gewöhnliche Aufenthaltsort für die Ameisen, die gerade keine Arbeit hatten und sich erholen wollten. Sie gingen auf und ab und sprachen eifrig, gewöhnlich waren sie zu zweit, wie es die Kameradschaft mit sich brachte, und Re wurde traurig zu Mut, wenn sie bedachte, daß sie es ebenso schön hätte haben können, wenn Nala ihr verblieben wäre.

Was sie aber besonders bewunderte, das war die

Ordnung, die hier herrschte. Nicht wie in der Blattkolonie wurden die Sammlerinnen von den Soldaten angehalten und geradezu beraubt, sondern eben die Soldaten halfen, wo sie konnten, und man traf überhaupt nur wenige in den inneren Räumen.

Dann wurde Re Zeuge eines Schauspiels, das sie lachen machte, und dem sie mit solchem Wohlgefallen zuschaute, daß sie am liebsten gleich mitgemacht hätte. Es waren zwei junge Ameisen, die miteinander spielten. Sie packten sich an den Beinen, kugelten übereinander her und sprangen dann mit komischen Sprüngen ein Stück weit, um sich gleich wieder zu zerren und balgen. Besonders wenn sie mit ihren dicken Köpfen aneinander rannten, sich aneinander aufrichteten und versuchten, wer den anderen zurückdrängen könnte, waren sie von einer köstlichen Plumpheit und Geschmeidigkeit zugleich.

Re trat zu ihnen hin und sagte gutmütig: „Ihr seid wohl ein Paar?“

„Allerdings!“ erwiderten sie fast zu gleicher Zeit.

„Was laut ihr denn da?“ fragte sie weiter.

„Ah, das ist Weilschensamen,“ gab die Fürwitzigste zurück, „es gibt jetzt nichts Süßes. Wir lauen daran herum.“ Dann aber fürchteten sie wohl gescholten zu werden und versteckten sich in der Menge der Behenden. Re konnte sie mit den Augen verfolgen, wie sie schleunigst den nächsten Gang in die Tiefe zum Verschwinden benutzten. Re hätte gern mehr gesehen, jetzt fühlte sie sich um die schönste Zeit ihres Lebens betrogen. Sie wandte sich zu ihren Begleitern, aber die beiden Anführer waren fort. Sie hatten wohl nicht warten können, die alten Plätze und Freunde aufzusuchen. Aber sie war doch in

Sorgen, die beiden möchten sich verspäten, so daß sie allein vor den Statsrat würde treten müssen.

Wirklich kam gleich darauf eine Botin, und Re mußte mit beklommenem Herzen folgen. Sie nahmen den breitesten Gang an vielen Sälen vorbei, in die tieferen Stockwerke. Bald kamen sie zu den Kammern, die Brut enthielten, und hier traf sie auf manche Pflegerin, die ihr Lärvochen schleppte und es voll Stolz von jedermann betasten ließ. Auch Re tat es im Vorübergehen. Aber man sah sie unfreundlich an, besonders die alten Pflegerinnen machten düstere Mienen und warfen vorwurfsvolle Blicke auf sie, als sei sie schuld, daß die Kleinen hungerten. Und einmal mußte sie sehen, wie eine tote Larve hinausgetragen wurde. So weh es ihr tat, hob dies doch ihre Hoffnung, weil nur wirklicher Mangel den Staatsrat zum Nachgeben zwingen konnte.

In einem der tiefsten Säle war der Staatsrat versammelt. Sie begrüßte beim Eintreten die Versammlung aufs Ehrerbietigste und bat um Entschuldigung, daß sie ohne Begleitung komme. Noch ehe sie mehr gesagt hatte, war man für ihr frisches und jugendliches Wesen, das plötzlich alle Scheu abgelegt hatte, eingenommen, und manches Gesicht erhellte sich bei ihrem Anblick. Es war ein geräumiges Zimmer, in dem sie stand. Der Boden war mit getrockneten Moosfasern ausgelegt, und die Wände bestanden auf allen Seiten aus glattem Stein. Zwar herrschte hier eine solche Dunkelheit, daß ein anderes Wesen kaum irgend etwas hätte unterscheiden können. Aber die scharfen Augen Res, die sich auf dem Weg schon ans Dunkel gewöhnt hatten, bemerkten deutlich einen Halbkreis von würdigen Gestalten. Es waren die ältesten und erfahrensten Ameisen,

aber auch einige ganz junge fanden sich unter ihnen, die wohl durch irgend ein namhaftes Verdienst zu dieser Ehre gelangt waren.

„Hoher Staatsrat,“ begann Re, „ich komme, wie ihr wohl wißt, als Abgesandte der Statthalterin. Nachdem bisher alle Versuche vergebens waren, den hohen Staatsrat von der Notwendigkeit eines eigenen, selbständigen Staatswesens zu überzeugen, hat meine Herrin mich hierhergeschickt, um in wenigen Worten nicht nur der Versammlung ihre besten Grüße zu überbringen, sondern auch ihr Handeln so darzustellen, wie es in Wirklichkeit gewesen ist, nicht wie es entstellt zu euren Ohren kam.“

Diese Worte der Freundlichkeit verfehlten ihren Eindruck nicht.

„Wie heißt du?“ fragte die Älteste aus der Versammlung.

„Ich heiße Re.“ Und nun erzählte sie, wie sie umgekommen wäre, wenn Nephri sie nicht gefunden und in die Erdbeerkolonie getragen hätte.

„So hast du also eigentlich noch gar keine Arbeit zugewiesen bekommen, und hast auch nichts gelernt,“ fiel mit eifriger Strenge eine junge Würdenträgerin ein. „Nun glaubst du, für eine Vertrauensendung noch immer Geschick genug zu haben, wenn sie dir von Rebellen aufgetragen wird. Wärest du hier geblieben, so hättest du wohl niemals den Mut gehabt, nach der scharfen Zurückweisung, die der längst abgesetzten Statthalterin zuteil wurde, noch einmal mit ähnlichen Worten an uns heranzutreten.“

Die Alte aber schüttelte den Kopf und machte der Sprecherin ein Zeichen, sich zu gedulden. „Bisher hat

Re nichts Ungebührliches gesagt, so laßt sie ausreden. Es soll nicht heißen, daß ich ein Wort im Guten verhindert hätte.“

Re, auf diese Weise und durch aufmunterndes Nicken der Alten freudig gestimmt, begann nun zu schildern, mit welchem Staunen sie die Macht und Größe der Hauptstadt gesehen habe, und wie die kleine Kolonie am Erdbeerland niemals im Stande sein würde, gegen eine solche Ueberlegenheit etwas auszurichten. Sie würde im Gegenteil immer eine treue Bundesgenossin bleiben, und der große Vorteil würde nur der Hauptstadt selbst zugute kommen, die künftig vor ihren Thoren einen mächtigen Grenzwall gegen jeden Feind besitzen würde.

„Bedenkt,“ fuhr sie in ihrer Rede fort, „daß die neue Stadt in Folge ihrer Lage immer als erste den Gefahren ausgesetzt sein wird, die die Hauptstadt bedrohen. Aber wir verlangen ja nicht mehr, als für euch unser Blut lassen zu dürfen. Nur müßt ihr dafür sorgen und euer Möglichstes tun, daß wir auch wirklich in der Lage sind, euch diesen Dienst zu leisten.“

Wäre bei dem jüngsten räuberischen Ueberfall die Blatt-Kolonie eine wirkliche Stadt, euch verbündet und für euch kämpfend gewesen, so wären die Feinde gar nicht bis zu euch gedrungen, und ich selbst, ich muß es mit Tränen sagen, hätte ein schöneres Los gefunden, als ich jetzt habe. Was habe ich verschuldet, daß ich nun darum gescholten werde, wo eigentlich diese Versammlung selbst schuld an meinem Unglück trägt?“

Bei diesen Worten bewegten die Alten halb mißbilligend, halb verzeihend das Haupt. Jeder hielt es ihrem großen Schmerz zugut und ihrer Tüchtigkeit, so daß zuletzt doch die Stimmung ihr günstig wurde. Nur

die Jüngerer waren anderer Meinung und lachten unter sich halblaut über die Unverfrorenheit, dem Staatsrat Vorwürfe zu machen. Aber die Alte beruhigte durch ein Wort die Gemüther, und hieß Re weitersprechen.

„Hoher Staatsrat,“ sprach sie wieder und gab jedem ihrer Worte eine ruhige, aber bestimmte Betonung, „wenn es richtig ist, daß die Blatt-Kolonie euch in Mangel gestürzt hat, indem die Sammlerinnen zurückgehalten wurden, so bedenkt, daß ohne diese Maßregel aus dieser blühenden Kolonie alsbald ein Haufen verwahrloster Soldaten geworden wäre. Ihr wißt alle, daß der Soldat gern und mit Todesmut sein Heim verteidigt, aber es muß auch ein wirkliches Heim sein. Glaubt doch, daß die Statthalterin, die die Verhältnisse genau kennt, niemals ohne Not zu drohen gewagt hätte. Aber ist es nicht ihre Pflicht, auch für das Häuflein zu sorgen, das ihr anvertraut ist? Die Kolonie ist zu weit entfernt, um von hier aus regiert zu werden, und sie beherbergt gegenwärtig so viel Volk, daß sie wie eine kleine Stadt ist. Fürchtet die Verzweiflung, wenn alle Bitten umsonst sind, und die Soldaten nicht mehr zu halten sein werden. Was würdet ihr sagen, wenn eines Tages eine Meute heruntergekommener Verzweifelter über eure Stadt herfiele, und ihr müßtet euch sagen: Das sind unsere eigenen Leute, die durch unsern eigenen Unverstand gegen uns geheßt sind. Ihr wißt alle selbst, wie das Volk mit den Armseligen umgehen würde, die wagen wollten, hierher zurückzukehren. Erwägt aber auch zugleich, welcher Dank euch erwartet, und mit welchem Jubel eine einheimische Prinzessin abgeholt werden würde, die die Stammutter eines neuen verbündeten Volkes und hohen tapferen Sinnes würde.“

Es entstand eine Pause. Die Alte schien zu erwägen und fragte endlich: „Hast du das Recht, hier mit uns zu verhandeln und den Vertrag zu vollenden im Namen der Statthalterin?“

„Dazu habe ich das Recht,“ erwiderte Re. „Innerhalb weniger Stunden wird die Hauptstadt wieder im Besitz ihrer Sammlerinnen sein, alle Not hat ein Ende, und die Erdbeer-Kolonie wird für alle Zeit als treues Brudervolk glücklich sein, es wird euch in jedem Kampf und jeder Not beistehen, und ihr selbst mögt eine Abgabe festsetzen, die wir aus freien Stücken uns erbieten, jährlich zu leisten.“

„So schlage ich vor,“ entschied die Alte, „unverzüglich den Vertrag abzuschließen. Der Staatsrat allein hat über die Verträge zu bestimmen und ich finde, daß unser wirklicher Vorteil im Nachgeben und einem glücklichen Einvernehmen liegt. Wir können unmöglich weiterhin zusehen, wie unsere Brut an Mangel dahinsiecht. Es soll auf der Stelle abgestimmt werden.“

Bei diesen Worten ging eine starke Bewegung durch die Versammlung. Die Mehrzahl schien bereit, der Führung der Alten zu folgen. Nur die Jungen schwankten. Aber eben jene junge Vertreterin, die gleich zu Anfang Re feindlich gesinnt war, schien großen Einfluß in ihren Reihen zu haben, und sie verlangte das Wort. Zugleich fiel es Re auf, daß eine von den Jungen wie auf Verabredung den Saal verließ.

Da es ihr nicht genommen werden durfte, ihre Meinung zu sagen, so begann sie:

„Hochverehrte Versammlung! Das junge Ding, das bisher so fromm von der Leber weg gesprochen hat, hat seine Tränen ganz geschickt spielen lassen. Ich habe mich

gefragt, was für eine besondere Liebe zur Blatt-Kolonie sie wohl haben kann, da sie doch eigentlich gar nicht zu ihr gehört. Sie ist vielmehr, wenn ich sie richtig verstanden habe, davongelaufen, und lebte längst infolge solcher Ungehorsamkeit nicht mehr, wenn nicht der Zufall hinzugekommen wäre, daß eines von diesen Halunken, die uns die Treue gebrochen haben, in der Dämmerung herumgestreunt wäre. Wenn nun dieses für eine solche Sorte pflichtvergessener Narren bezeichnend ist, so ist das Getue ihrer Gesandtschaft bezeichnend für ein junges Ding, das auf eine Dummheit die andere folgen läßt. Wäre sie nicht ein überspanntes Geschöpf, so hätte sie einen solchen Auftrag überhaupt nicht angenommen, sondern wäre nach Hause gelaufen und hätte ihre wohlverdiente Strafe ruhig entgegengenommen. Aber ich bin dafür, Milde walten zu lassen, und biete ihr Straflosigkeit an, wenn sie hierbleiben und ernstlich versuchen will, etwas zu lernen.

Aber selbst, wenn wir verhandeln wollten, wie könnten wir uns auf ein so junges Geschöpf verlassen, dem die eigene Begleitung davongelaufen ist? Ich kann der hohen Versammlung die Nachricht vorlegen, daß die unüberlegten Schritte der beiden Anführer, welche die Begleitung bildeten, von ihnen selbst bereut und verurteilt werden, daß sie um Verzeihung bitten und nie wieder die Hauptstadt verlassen wollen."

Re war es, als versehe man ihr einen Schlag. Sie sagte nichts weiter als: „Die Treulosen!"

„Die Treulosen?" wiederholte lächelnd die Gegnerin, „wir werden sehen, auf welcher Seite die Treulosigkeit liegt. Du tust gerade gut, unverzüglich um die gleiche Gnade zu bitten."

„Ihr andern aber, die ihr auf eurem Gewissen die schwere Verantwortung für das Wohl des Staates tragt, wollt ihr euch vor fahnenflüchtigen Narren fürchten, vor einem zerrütteten Haufen hoffnungsloser Gesellen, die aus dem Hinterhalt unsere Sammlerinnen gefangen genommen haben? Ich möchte nur wissen, wie weit sie noch die Frechheit treiben würden, wenn man nunmehr nachgäbe, nachdem man zweimal die Boten fortgeschickt hat. Wir sind im Begriff, die neue Straße zu eröffnen, in zwei Tagen sind wir vollständig die Herren der Lage und werden Nahrung im Ueberfluß haben. Glaubt doch nicht, daß, wenn anstatt ein paar lumpiger Gesellen am Eingang ins Erdbeerland eine richtige Festung stünde, wir nicht ähnlichen Ueberaschungen dauernd ausgesetzt wären.

Ich stimme dafür, dem jungen Ding einen Verweis zu geben, und da wir sie hier mit Gewalt nicht festhalten können, so wollen wir ihr wenigstens den guten Rat geben, sich freiwillig von jener Staatthalterin loszusagen.“

Ne hatte das Ende dieser Rede kaum abwarten können.

„Niemals,“ schrie sie, „niemals werde ich diesen Schimpf vergessen, der mir hier angetan worden ist. Mit niedrigster Verleumdung bin ich vor dem höchsten Stand meines eigenen Vaterlandes beschimpft worden. Aber ich sehe, die Statthalterin hat recht, wenn sie sagt, daß ihr im Wohlleben ein hartes und gewalttätiges Herz bekommen habt. — Ich hoffe nicht, daß diese Versammlung so häßlichem Rat folgen wird, aber ich sage euch allen voraus, daß ihr überall, wo immer eure neue Straße ins Erdbeerland münden wird, unsere tapferen Soldaten finden werdet, und daß nicht eher ein Tröpf-

lein Saft euch erquicken wird, bevor ihr nicht mit Brudermord euch werdet beladen haben.“

Die große Kühnheit und die edle Gebärde, mit der Re sprach, schien die Meinungen wieder günstiger zu gestalten. Zwar mußte der Erfolg noch immer als zweifelhaft gelten, aber es war zu hoffen, daß bei der Abstimmung die Bedächtigkeit des Alters siegen würde. Schon war man daran, die Stimmen zu sammeln, als es wie ein Frost durch die Versammlung ging.

Alle Anwesenden senkten die Fühler und verharreten so geraume Zeit, während von allen Seiten der Zuruf erscholl: „Es lebe die Königin.“ Auch Re trat zurück und ehrfürchtiges Staunen erfaßte sie. „Lang lebe die Königin“ sprach sie feierlich. Die Königin war auf der Schwelle erschienen, eine unverhältnismäßig große Erscheinung, aber von vollendetem Ebenmaß, wohl doppelt so groß als eine gewöhnliche Ameise. Mit einem ganzen Hofstaat von Dienerinnen trat sie ein, die unaufhörlich um sie bemüht waren.

Aber sie schien es gar nicht zu merken. In aufgeregter Hast trat sie vor, und indem sie einen verächtlichen Seitenblick auf Re warf, die von den Dienerinnen alsbald in die Ecke gedrängt worden war, rief sie leidenschaftlich aus:

„Wieso ist es wahr? Soll ich verkauft werden von meinem eigenen Volke? Hinter meinem Rücken wollt ihr mich den Abtrünnigen ausliefern? Ich sage euch, daß ich nie und nimmer auch nur die kleinste Prinzessin für diese Räuberstadt hergeben werde. Eher soll das ganze Volk und ich mit ihm zu Grunde gehen. Ihr wollt mich vom Throne stoßen, wollt künftig anderen untertan sein? Ich werde es nicht erleben!

Seid ihr nicht Manns genug, diese handvoll Auf-
rührer auszurotten?“

Drohend aufgerichtet stand sie da. Dann aber
brach sie in lautes Weinen aus, und indem sie sich nie-
derfallen ließ, zitterte sie an allen Gliedern. Es wurde
abgestimmt, und die Mehrzahl der Stimmen kam auf die
Abweisung Res zusammen.

Da erhob sich noch einmal die Alte und sagte laut:
„Helft alle denn, daß dieser Tag kein Unglückstag werde.“

Ke aber verneigte sich vor der Königin und ging von
niemand geleitet hinaus. Sie fand nach einigem Suchen
den Weg durch die Gänge zurück, die Tränen standen ihr
in den Augen, und Trauer und Rachsucht kämpften in
ihrem Herzen.

„So bin ich denn nun auch noch ohne Vaterland,“
sagte sie vor sich hin, „ohne Kamerad und ohne Vater-
land. Aber noch habe ich eine Freundin. Wird sie mich
nicht von sich stoßen, wenn sie mein Mißgeschick erfährt?“

Fünftes Kapitel.

Es war schon spät am Nachmittag, als Re die Hauptstadt verließ. Niemand war da, der ihr das Geleite gegeben hätte. In trüben Gedanken schritt sie dahin, ohne sich zu beeilen, und wäre am liebsten nicht am Leben gewesen. So kam es, daß sie achtlos an jener Stelle vorüberging, wo sie der alten Straße hätte folgen müssen. Vom Gedränge entführt, das um sie her wogte, kam sie mehr und mehr von ihrer Richtung ab.

Plötzlich fuhr sie zusammen und erschraf. Sie hörte Donnerrollen über sich und ein paar schwere Tropfen fielen neben ihr hin. Die Ameisen in ihrer Nähe ließen ihre Arbeit liegen und eilten, nach Hause zu kommen. Wer auf dem Weg war,kehrte um, und bald hatte Re alle Mühe, den herandrängenden Massen standzuhalten und auszuweichen. Zwar erkannte sie die Straße nicht wieder, so wie sie sie im Gedächtnis hatte, aber sie dachte nicht daran, daß sie vom richtigen Weg abgekommen sein könnte, und wollte auf keinen Fall umkehren.

So nahm sie denn ihre Kräfte zusammen und drängte voran, als einzige, immer wieder aufgehalten und von den hastenden Zügen beiseite geschoben. Man rief ihr zu, umzukehren, ein Gewitter zöge heran, aber die meisten dachten nur an sich selbst. Andere hoben ihre Kameraden, die nicht rasch genug folgen konnten, und trugen sie in eiligem Lauf. Das gab ein Stocken, Stolpern und Uebereinanderstürzen, als ob eine ausge-

legte Schnur von selbst anfangen, sich zu einem Knäuel zusammenzurollen.

Endlich sah sich Re dem ärgsten Gedränge entronnen, und schon war die Bahn vor ihr frei. Der Himmel hatte sich inzwischen stark verfinstert und der Donner rollte von allen Seiten zugleich her. Es blieb ihr keine andere Wahl, als auf gut Glück vorwärts zu laufen. Schon fiel ein heißer Wind in die Gräser und riß Re mit Gewalt dahin, so daß sie Mühe hatte, sich auf der Straße zu halten. Nun war sie gänzlich allein und ohne Schutz. Weit und breit war kein Stein oder Unterschlupf zu sehen, dem sie sich hätte anvertrauen können. In kürzester Zeit konnte der Regen die ganze Niederung überschwemmen, und dann war es auch um sie geschehen.

Plötzlich aber hörte die Straße auf. Vor ihr ebenso wie zu beiden Seiten dehnte sich der Gräserwald, in den sie kaum auf wenige Schritte hineinschauen konnte, so dicht war er. Der Wind wälzte sich darin und ließ die Gräser hin und her schnellen, nachdem er sie zu Boden geduckt hatte. Unheimlich war dieses Toben als wäre der ganze Wald lebendig geworden und wollte jeden zerstampfen, der sich hineinwagte.

Erst jetzt begriff Re, daß sie auf der neu gebauten noch nicht vollendeten Straße stand, und überlegte, ob sie noch umkehren könnte. Aber gegen den Wind hätte sie die zehnfache Zeit gebraucht und inzwischen war das Gewitter im besten Gang. Gab es gar Hagel, so war sie ohne weiteres verloren. Sie erinnerte sich aber auch, daß die Statthalterin davon gesprochen hatte, eine Station Soldaten an das Ende der neuen Straße zu legen, und allzuweit zum Erdbeerland konnte es wohl nicht mehr sein. Also stürzte sie sich kurz entschlossen in das

tobende Gewirr der Halme, unbekümmert um den Regen, der schon niederflatschte. Dabei mußte sie trotz ihres starken Panzers bedacht sein, nicht gedrückt oder gar zwischen zwei Gräsern festgeklemt zu werden, und ihre Kräfte ließen schon nach, als sie noch kaum ein Stückchen Weg zurückgelegt hatte.

Was ihr wehtat, war nicht der Gedanke, hier zu Grunde gehen zu müssen, sondern, daß die Statthalterin glauben könnte, sie wäre ihr untreu geworden, so wie ihre eigenen Begleiter es ihr getan hatten. Das riß sie immer wieder empor, aber bald schleuderte ein auffallender Tropfen sie mit aller Macht zu Boden. Mühsam tastete sie vor sich hin, als sie etwas Festes gewahrte, das sich wie ein glatter Stein anfühlte. Mit einer letzten Anstrengung zog sie sich empor und trat in eine große Halle, wo kein Regen sie mehr erreichte.

Die Halle war glatt und weiß, und wurde nach der Tiefe zu enger. Es war ein Schneckenhaus. Ke atmete erleichtert auf und blickte von sicherem Rand aus in das Wetter hinaus, das nun mit ganzer Hefigkeit sich entlud. Der Regen floß in Strömen, und die zersprengten Tropfen spritzten bis zu ihr hinein. Da zog sie sich tiefer in das Schneckenhaus zurück und dankte ihrem guten Geschick für die Rettung. Aber was lag dort im Finstern im Winkel des Schneckenhauses? Eine dicke, klumpenartige Masse lag da, und Ke kam sie sehr verdächtig vor. Die Masse schien unbeweglich. Nun, als Ke näher herantrat, sah sie winzig kleine Fühler sich rasch und beute-lüstern bewegen.

Ke erschrak bis ins Herz, während sie die grausige Gestalt betrachtete, gewärtig, daß im nächsten Augenblick ein unbekanntes Etwas sie anfallen würde.

Nach dem Schrecken kam die Furcht, und sie überlegte, ob sie nicht besser daran täte, sich langsam zurückzuziehen. Aber draußen war ihr das Verderben nicht weniger sicher, und, ging sie zurück, so bedeutete es soviel, wie ihrem Feinde Mut machen. Und daß dieses Unbekannte, das zu schlafen schien, und doch so unheimlich lebendig tat, ein Feind war, das war ihr bis in jede Faser ihres Wesens klar. Also bereitete sich Re zum Angriff vor für den Fall, daß das Tier eine Bewegung auf sie zu machte. Einstweilen schien der tobende Sturm und das wilde Trommeln des Regens es in Ueberraschung versetzt zu haben, aber lange konnte dieser Zustand nicht dauern.

Je länger aber Re so unbeweglich wartete, umso unerträglicher schien ihr jede Sekunde und umso banger wurde ihr in der Seele, so daß sie über sich selbst in Aerger geriet und es nicht mehr aushalten konnte. Nun war sie entschlossen, selbst anzugreifen. Sie wußte, wie gefürchtet die Ameisen im Reich der Tiere sind, und als sie einmal den Entschluß gefaßt hatte, war alle Furcht verslogen. Immerhin war ihr das Tier gewiß an Kraft so sehr überlegen wie ein Löwe einem Menschen überlegen ist.

Re machte einen plötzlichen Sprung und biß aufs Geradewohl in die unzähligen auf und ab klimpernden Fäden, schnellte aber gleich wieder zurück, weil ein so widerlicher Geruch ihr entgegenhauchte, daß ihr schlecht zu werden drohte. Noch immer glaubte sie die ekelhaft weichen Fäden zwischen den Kiefern zu fühlen. Nun aber rollte das Knäuel sich auf, und ein riesiger, schlangenglatte Tausendfuß wand sich aus dem Klumpen hervor. Blißschnell schoß er auf Re vor. Aber Re

gebrauchte ihr Gift und spritzte es ihm von unten her mit aller Gewalt entgegen.

„Sieh dich vor,“ rief sie, obgleich sie ja nicht konnte verstanden werden, „ich bin eine Ameise! So leicht hat noch keiner von deiner Art eine Ameise besiegt!“

Aber Re gab sich innerlich schon verloren. Sie fühlte einen gewaltigen Stoß auf der Brust und sah gerade die kleinen giftigen Nadeln über sich, als ein Ruck das ganze Haus erschütterte. Zu gleicher Zeit drang auch schon eine Wirbelflut herein. Re fühlte sich vom Boden hochgehoben, sie sah nur noch, wie der Tausendfuß ohnmächtig gegen den Strudel rang und von ihm fortgerissen wurde. Dann trieb ein Sturzbach sie mit sich, drehte sie an Strohhalmten und Holzstückchen vorbei im Wirbel herum und entführte sie rasch. Sie schwamm oben auf und lange suchte sie vergebens nach einem Halt. Da der Regen aufgehört hatte, konnte sie Hoffnung haben, nicht unter das Wasser gedrückt zu werden, und solange war auch eine Rettung möglich. Lange Zeit trieb sie so in der Mitte eines Wirbels, der aus mehreren Bächen zusammenfloß; aus dem Graswald war ein See geworden, dessen Spiegel nur noch von den größten Halmen überboten wurde. Nun mußte das angestaute Wasser plötzlich einen Ausfluß gefunden haben, denn Re wurde auf einem Klümpchen Erde, an welches sie sich hatte klammern können, durch einen engen Schlund gerissen und trieb im nächsten Augenblick in einer Furche wie auf einem großen Strom dahin, der von beiden Seiten durch immer neue Zuflüsse genährt wurde.

An einem kleinen Hügel endlich wurde die Fahrt langsamer. Hier stauten sich Hölzer und Halme. Ein

Grasbüschel, das ins Wasser hing, wurde ihr zur Rettung. Mit aller Kraft hielt sie sich fest, kroch über den Halm ans Land, und eben in diesem Augenblick tauchte die Sonne aus dem Gewölk, und ein freundlicher Blick von ihr glitt über Re hin und gab ihr zu verstehen, daß das Unwetter überstanden war.

O, wie der Strahl wärmte nach dieser eisigen Wasserfahrt! Re hatte nicht einmal mehr die Kraft, sich ein wenig zu säubern. Sie ließ sich zu Boden fallen und lag regungslos in Ohnmacht und Schlaf.

Sechstes Kapitel.

Als sie wieder zu sich kam, war ihr als hätte sie in einem herrlichen Traum geweilt. Sie fühlte es warm um sich wie Balsamluft, und vor den Augen flimmerte es ihr in den schönsten Farben. Es war die Sonne, die in sprudelndem Feuer unterging. Als sie aber aufstehen wollte, fühlte sie sich müde und hungrig, und wohin sollte sie sich wenden? Hätte sie wenigstens die Stelle wiederfinden können, wo das Schneckenhaus gestanden hatte! Aber sie war ja von den Fluten geschüttelt und im Wirbel gedreht worden, wie sollte sie auch nur die Richtung behalten haben? „Hat mir das Wasser doch wenigstens den schlechten Geschmack aus dem Munde gespült,“ sagte sie sich lachend in Erinnerung an das Erlebnis im Schneckenhaus.

Der Abend war nicht mehr fern, und trotz ihrer Schwäche mußte sie versuchen, irgendwo unterzukommen. Das Wasser hatte sie am Fuß eines Hügels abgesetzt. Von dessen Spitze aus wollte sie sich erst einmal umsehen, das schien ihr am Besten. Gleich bei den ersten Schritten aber kam ihr der Boden eigentümlich vor. Das war kein gewöhnlicher Hügel. Und ein paar Schritte weiter wurde sie von dem Anblick eines ganzen Volkes überrascht, das von gleicher Gestalt und Größe, wie sie selbst, auf der abgewandten Seite des Hügels am Bauen war. Mit stiller Emsigkeit wurden die Erdklumpchen aus der Tiefe gehoben, und schon sah man die künf-

tige Kuppel im Fundament mit Säulen und Mauern sich erheben. Das ganze Volk schien von der Arbeit in Anspruch genommen zu sein, jedenfalls war außer den Bauenden weit und breit niemand zu sehen, und Ke konnte ungehindert einen Rundgang um den Hügel machen. An kleineren Seitengängen, in die sie hineinschaute, merkte sie, daß die Stadt von einem großen Volk müßte bewohnt sein. Offenbar waren die tieferen Kammern recht naß geworden, da der Regenstrom so nah an ihrer Stadt vorübergezogen war. Nun waren sie im Begriff, wieder Ordnung zu schaffen. Wenn Ke nur gewußt hätte, ob man sie aufnehmen würde. Es waren ja ihresgleichen, aber es war nur zu natürlich, daß sie als Feindin angesehen würde. Während sie daher, von Hunger und Kälte getrieben, vorsichtig näher schritt, schaute sie sich um, ob sie nicht eine einzelne Ameise sähe, der sie ihre Bitte ohne Gefahr vorbringen könnte. So kam sie in die Nähe des Haupteingangs, aus welchem eine breite, sorgfältig gezogene Straße ins Feld hinausführte.

Plötzlich stürzten dort ein paar Soldaten wie aus einem Versteck hervor und blieben horchend stehen. Ke sprang mit einigen Säen auf die Straße hinunter, die einsam dalag, und rannte, was sie konnte, geradeaus. Aber nun ging die Jagd auf sie erst an. Sie hörte den Galopp auf ihrer Fährte, wie es näher und näher kam, und bald hoffte sie kaum mehr auf ein Entrinnen, so schwach und ermüdet fühlte sie sich. Zu allem Unglück kam nun auch in entgegengesetzter Richtung eine Ameise daher, so daß Ke zwischen zwei Gefahren stand. Trotzdem wollte sie lieber versuchen, vorbei an der Einzelnen, die ihr entgegenkam, durchzubrechen, als den Soldaten

in die Hände zu fallen. Aber die Gegnerin stellte sich breit und drohend mit weitoffenen Zangen in den Weg, einen Augenblick lang kreuzten sich die Fühler, die Ke mit aller Gewandtheit spielen ließ, ihre Angst und Bitten zu erkennen zu geben. Aber die andere schlug ergrimmt und aufgeregt, bis sie plötzlich innehielt und Ke mit einer Flut von Bärtlichkeit und Streicheln anfiel, ohne daß Ke die unerwartete Wandlung begreifen konnte. Da erkannte sie mit freudigem Schrecken die Fremde aus dem Blätterwald, drückte sich ganz an sie und war vor Erregung zu keinem Dank fähig.

Die Soldaten kamen an, mußten aber wieder umkehren, und die Fremde nahm selber Ke um die Mitte des Leibes, hob sie auf und trug sie die kurze Strecke ins Nest zurück. Das war das Zeichen der Gastfreundschaft.

Bald darauf lag Ke in einer kleinen Kammer sorglich gebettet mit sattem Magen und schlief, wenn auch nicht besonders fest, denn die ganze Nacht hindurch dauerte das Ab und Auf der Arbeiter fort. Ke träumte von Nala, daß sie ihrer plötzlich jenseits eines großen Wassers ansichtig würde. Sie ging hin und her am Ufer, um eine seichte Stelle oder eine Brücke zu finden, auf der sie zu Nala hätte gehen können. Nala aber wurde vom Wasser erfaßt und davongetragen. Ke erwachte unter Tränen, und indem sie so überdachte, was sie während der letzten Tage getan hatte, und daß dies alles sie mehr und mehr von ihrer wahren Aufgabe ablenkte, nahm sie sich fest vor, von nun an sich bloß noch der Befreiung Nalas zu widmen. Nur der Statthalterin mußte sie vorher noch ihre Botschaft überbringen. Es war schlimm genug, daß sie es nicht sofort konnte. Aber

der nächste Tag verging im Regen, und wieder war Re an die Stadt ihrer Gastfreunde gefesselt. Die Zeit wurde damit ausgefüllt, daß man sie herumführte und ihr mit Stolz alle Einrichtungen und Sehenswürdigkeiten zeigte. Re lernte sich einigermaßen verständigen und fand bald, daß die fremde Sprache sich nicht so sehr von der ihrigen unterschied, als es ihr anfangs vorgekommen war. Nun begann auch für Re das Schöne und Förderliche dieser Freundschaft sich zu offenbaren. Sie teilte ihre Meinung mit, bekam Rat und Erfahrung zu hören und wurde selbst zuversichtlich beim Anblick von so viel Macht und Ordnung. Manches Fröhliche erlebte sie mit ihrer neuen Freundin Assi in den Kammern, die voller Vorräte und Brut steckten, sie sah die Jungen herumtollen und die Alten bei ihrer Arbeit, die Sammlerinnen in bester Laune, weil sie des schlechten Wetters wegen daheimbleiben durften, und die Werkmeister statteten die neuen Kammern aus und glätteten sie. Denn das Gewitter war mit seinem Wasser doch tief eingedrungen und hatte besonders in den unteren Stockwerken manchen Schaden zurückgelassen.

In allen Sälen wurde Re mit Herzlichkeit empfangen. Sie mußte die kleinen Maden hochheben, um ihre Schwere zu prüfen, und von aller Art Vorräten mußte sie kosten. Schließlich wurde sie sogar vor die Königin geführt, die sie aufs Freundlichste einlud, dauernd bei ihnen zu bleiben oder doch wiederzukommen, so oft und für so lange, als es ihr beliebte. Als Re sie verstanden hatte, überfiel die Traurigkeit ihres Schicksals sie so heftig, daß sie in Weinen ausbrach. Die Freundin forschte nach, und nun erzählte Re ihre Geschichte, sprach aber nicht von dem Aufstand der Kolonie, weil sie fürchtete,

deswegen von so ordnungsliebenden Freunden getadelt zu werden. Alle Anwesenden bezeugten ihr großes Mitgefühl, und man versprach ihr, Hilfe gegen die Räuber, wenn sie einen Weg zur Befreiung Alas fände. An der Art aber, wie man ihr Mitleid spendete, fühlte sie wohl, daß niemand daran glaubte.

Auch mit Worten ließ man ihr keine große Hoffnung. Im vergangenen Jahr waren die Räuber ebenfalls hier eingebrochen und hatten fortgeschleppt, was sie an Brut hatten ergreifen können, aber seitdem waren sie nicht wiedergekommen. Trotzdem lebten auch sie in großer Angst vor einem neuen Ueberfall. Re ihrerseits erzählte wieder von ihrem Volk, von ihrem Reichtum an süßem Saft und der großen Kuppel, sodaß ihr Name einen guten Klang bekam. Denn eben an süßem Saft fehlte es hier arg, und er mußte von weither geholt werden.

Für den folgenden Tag waren schon mancherlei geheime Vorbereitungen getroffen worden. Es war ein Festtag, und unter keinen Umständen hätte man Re an diesem Tage fortgelassen. Sie fühlte wohl, daß sie auch mit der demüthigsten Bitte ihre neuen Freunde beleidigen würde, und nahm also die Einladung daran teilzunehmen an, so wichtig ihr auch die Rückkehr sein mußte. Bereits in der Vornacht begann die Feier. Die Stadt war wiederhergestellt, die eingefallenen Mauern neu aufgeführt und geglättet, und zwei neue Tore waren der zunehmenden Volkszahl entsprechend angelegt worden. Umso willkommener war nach so harter Anstrengung die Aussicht auf einen Tag Freiheit und Ausruhen; nicht umsonst hatten sie Tag und Nacht gearbeitet. Nun konnte man zu gleicher Zeit den vollendeten Bau feiern.

Es begann mit einem feinen Summen, das von Saal zu Saal sich verbreitete, und in das jeder einfiel. Es war sanft und verschwommen klingend, wie wenn man bei leichtem Wind den Kopf in die Höhlung einer Glocke hebt. Ke merkte plötzlich, daß auch sie singen konnte, und fröhlich mischte sie ihren Laut in den großen wogenden Ton. Alle hatten sich gepuht und fein gemacht, die Härlein an Leib und Kopf glatt gestrichen und die Fühler hübsch ausgekämmt. Freilich, die Alten, die keine Haare mehr hatten und wie aus poliertem Marmor geschnitten aussahen und glänzten, hatten es leicht und waren rasch fertig. Dafür hatten aber die wenigsten von ihnen noch ihre Kameraden, die ihnen behilflich hätten sein können, so wie es bei den jüngeren war. Als die aus den Kammern traten, summend und einander begrüßend, hatte noch manche bald hier, bald da an ihrem Kameraden zu zupfen, zu streichen und zurecht zu legen. Aber nun liefen sie alle nach dem großen Saal, wo sie die Königin erwarten sollten. Das mußte in Ordnung geschehen, und ohne Mutwillen, wie man es sonst treibt, daß eins das andere schubst oder übersteigt oder zur Seite drückt.

Der große Saal in der Tiefe hatte mehrere Nebensäle, die durch breite Eingänge mündeten. Die ganze Decke bestand aus der Fläche eines mächtigen Riesels, dessen Ecken und Rundungen aufs Geschickteste ausgenutzt waren, sodaß die Nebensäle keiner einzigen Stütze bedurften. Man konnte also von allen diesen Plätzen aus den Hauptsaal aufs Beste überschauen. Hier versammelte sich die Mehrzahl des gewöhnlichen Volkes, Werkleute und Träger, Sammlerinnen, Handlanger und Puherinnen. Die Glätterinnen hatten das Recht,

auf der Decke entlang zu spazieren, was ihnen nicht die geringste Mühe machte, da sie von ihrer Arbeit her daran gewöhnt sein mußten. So sah man denn von dem berühmten Kiesel, den Re am Tag vorher hatte anstauen müssen, vor schwarzen Köpfen, braunen Beinen und Fühlern kaum einen Schimmer. Die Jägersleute, Pfad-sucherinnen, Ordnungsleute, Soldaten, Beamten, Auf-seherinnen und Straßenbaukünstler hatten ihre Ehren-plätze im großen Saal selbst, aber es war nicht so, daß etwa ein Stand der geringeren gegen den höheren ab-geschlossen gewesen wäre, sondern jedes hielt seinen Rang ein, ohne es sich deshalb nehmen zu lassen, bald hier, bald dort ein wenig durch die Reihen zu schreiten. Es wurde nicht befohlen und nicht gestraft, sie waren alle in viel zu freudiger Stimmung.

Die Straßenkünstler gehörten zu dem geachteten Stamm, denn sie waren als die Tüchtigsten aus den Bauleuten ausgewählt, man brauchte für diese kühnen, so weit vom Nest entfernten Arbeiten die klügsten und geschicktesten Köpfe. Nur die Vorsteherinnen der einzelnen Stockwerke in der Stadt gingen ihnen vor. Da-her hatten Ussi und ihr Kamerad Silja gute Plätze nahe bei dem Gefolge der Königin. Silja selbst war in den Staatsrat berufen worden, wo man große Stücke auf ihn hielt. Daher auch kam es, daß man oft Ussi allein unterwegs fand, wie es an jenem Tag der ersten Be-kanntschaft mit Re gegangen war. Die beiden hatten Re zwischen sich genommen, und bemühten sich, ihr alles was vorging zu erklären und sie auf die Vornehmsten der Gesellschaft aufmerksam zu machen. Das war ein Wogen und Brausen, ein Schwagen und Summen, und immer kamen neue Scharen herbei. Da die Pflegerinnen

kamen mit ihren kleinen Maden angelaufen, schauten sich die Versammlung von irgend einem Spalt aus an, und gingen dann eilig wieder, um die Kleinen im Gedränge nicht zu gefährden.

Nach einiger Zeit kam die Königin, umgeben von einem festlichen Schwarm von Dienerinnen. Das war ein Jauchzen und Grüßen! Es wollte nicht mehr enden. Die Königin grüßte freundlich und hatte für jeden, der ihr nahekam, ein zufriedenes Wort, wie schön sie es hätten, und wie stolz sie wäre, so viel tapfere und glückliche Ameisen zu haben, deren Mutter sie sei. Sie sprach aber ziemlich leise. Deshalb wurde es von Ausrufern in allen Nebenkammern wiederholt und jeder durfte darauf antworten. Außerdem hatte jeder Stand schon seine besonderen Genossen ausgewählt, die zum Theil in kunstvollen Versen, zum Theil, wie es ihnen in den Sinn kam, für die Gesamtheit ihre Freude und Dankbarkeit aussprachen. Es war üblich, daß dabei aufgezählt wurde, was immer im Lauf des Sommers von dem betreffenden Stand ausgeführt worden war. Die Bauleute sprachen von Mauern, Kammern und Gewölben, die Jäger von der Schönheit und den Gefahren der Jagd, die Pflegerinnen von ihren Maden und Püppchen. Aissi brachte den Spruch der Straßenbauer vor:

Gradaus, soweit es geht, im Winkel, wenn es muß,
in warmer Mittagszeit ist's wie ein schwarzer Fluß.
Wir haben unserm Werk die ganze Kraft geweiht,
sechstausend Beine lang, sechs lange Beine breit.

Kein Wunder, daß diese Strophen lustigen Beifall fanden. Als Aissi zurücktrat, drückte Silja sie an sich. An ihren strahlenden Augen konnte Re erkennen, wie sie sich liebten. Eine Verwalterin hatte auch einen gereimten

Spruch. Er war nicht weniger fröhlich, enthielt aber doch eine fühlbare Mahnung, die nicht wenig Aufsehen erregte. Sie sagte:

Zehnfach versorgt mit Glück sind heuer
Keller und Scheuer.
Danksagen ist uns Pflicht.
Doch für die Kleinen, bitt' ich, schafft,
was ihnen fehlt an süßem Saft,
daß nichts uns mehr gebricht.

„Ach ja“ sagte Re zu Assi, „wir haben große Bäume, auf denen die Sammlerinnen Überfluß holen. Wie gern möchte ich euch beistehen.“

Assi dankte, so gut sie verstanden hatte, und Silja sagte: „Vielleicht läßt sich einmal davon reden.“

Schon traten neue Sprecherinnen mit neuen Sprüchen auf, und hier und da fand sich auch ein Lob für Re und ihr Volk, für Gastfreundschaft und Gemeinsamkeit eingeflochten. Re wußte sich nicht anders zu helfen, als indem sie immer wieder mit den Fühlern dankte. Wie gern hätte auch sie einen Spruch für die Königin und diese Versammlung gewußt. Aber die Sprache war ihr zu fremd, wenngleich sie schon Einzelnes ganz gut verstand und Assis Erklärung in vielen Fällen nicht mehr bedurfte.

Nach diesem folgte ein Zug an der Königin vorbei. Auch Re nahm zwischen ihren Beschützerinnen daran teil, dann zog sich die Königin mit ihrem Hofstaat unter erneutem Jubel zurück. Unter den Zurückbleibenden aber wurden Beilchensamen und andere Leckerbissen verteilt, soviel ein jedes Lust hatte zu nehmen. Damit war der Anfang zu Schmaus, Spiel und Lustbarkeit gemacht. Auch die Pflegerinnen, die nicht hatten teil-

nehmen können, bekamen ihre Gaben hinaufgebracht. In Gängen und Kammern tat man sich nach Gefallen und Zufall zusammen, aß und schwatzte, lachte und erzählte noch bis gut in die Nacht hinein. Hätte nicht Assi bemerkt, wie müde ihre Freundin noch immer war, so hätte Re wohl die ganze Nacht kein Auge zumachen können. Bevor sie aber einschlief, umarmte sie Assi und sagte: „Ach wie schön ist es bei euch! Ich hätte nie gedacht, daß ein so schönes Leben für uns gemacht ist. Wie sehr liebe ich euch alle.“

„Nichts höre ich lieber, als daß du an unserer Freude teilnimmst,“ erwiderte Assi. „Vergiß nicht, daß es in jeder Stadt so sein könnte, wenn nur überall Verständigkeit, Liebe und Treue sich zusammenschließen würden, wie bei uns. Mag es dann auch Schicksalsschläge, Verdruß und Entbehrung geben, dieser Frohsinn, Liebe und gegenseitiges Wohltun hören nicht auf.“

Was sie da hörte, ging Re tief zu Herzen. Wie wahr waren doch diese Worte gesprochen! Ach, sie erlebte es ja an ihrem eigenen Stammesvolk, was Uneinigkeit, Mißtrauen und Härte anrichten!

Der ganze nächste Tag noch war dem Fest gewidmet, und Re zu Ehren wurde es auf das Prächtigste vollzogen. Wettspiele und Belustigungen wechselten ab mit Umzügen und Kampf-Aufführungen. Es wurde gerungen, gesprungen und nach Parteien an beiden Enden eines Halms gezogen, wer ihn von der Stelle brächte. Auch fehlte ein Wettlauf die Straße hinunter nicht.

Re ließ sich ganz von der Freude dahintragen. Unermüdlich führte Assi ihren Gast von einem Schauplatz zum andern, damit sie ja nichts versäumen sollte. Endlich, als der Tag unter solchen Vergnügungen zu Ende

ging, versammelte das ganze Volk sich auf der Kuppel der Stadt. Das war ein Gewimmel, Laufen und Rufen, wie Ke es noch nie um sich gesehen hatte. Das Gedränge war so groß, daß die Kameraden sich anrufen mußten, um sich nicht zu verlieren, und mehrmals wurde Ke von ihrer Freundin getrennt.

„Paß gut auf, was jetzt geschieht“ sagte Silja, der sich hier wieder eingefunden hatte, „es ist eigentlich die Hauptsache, um derentwillen das Fest gefeiert wird.“

Ke konnte bemerken, wie sich langsam der obere Teil der Kuppel leerte. Mehr und mehr traten die vielen Ameisen zurück und bildeten einen freien Kreis, um den sich nun die aufgestellten Scharen drängten. Und nun öffnete sich an einer bisher verborgen gehaltenen Stelle ein Gang, und heraus quoll in dichtgedrängter Reihe ein Flitterheer von seltsamen, wunderbaren Gestalten, die in blendendweiße Schleier gehüllt erschienen. Es waren stattliche, aber nicht unbeholfene Wesen, kaum kleiner als die Königin selbst. Plötzlich aber hoben sie die Schleier über sich empor und rauschten damit, salteteten sie auf und zu und liefen schwebend hin und zurück, sodaß ihre Füße kaum den Boden berührten, und die ganze Pracht ihrer Gewänder breiteten sie aus.

„O wie schön,“ entfuhr es Ke.

„Das sind die Prinzessinnen dieses Jahres,“ flüsterte Affi, aber Silja machte ein Zeichen zu schweigen, denn ringsum herrschte lautlose Stille.

Nachdem die geflügelten Gestalten eine Zeit lang ihre Schwingen gebraucht hatten, aber ohne sich vom Boden zu erheben, ordneten auch sie sich mehr und mehr zu einem engeren Kreis, der sich um etliche Alte des Staates schloß, die ohne Flügel waren. Bald erscholl

ein Ausruf, den Re nicht verstand, aber die geflügelten Wesen rauschten alle zugleich mit den Schleiern und das ganze Volk rief wie aus einem Munde: „Heil unserer Stadt, Heil unserer Stadt!“ Auch Re rief mit. Es war ergreifend, mit welcher Lust von allen Seiten dieser Ruf aufstieg.

„Paß wohl auf,“ sagte Silja wieder, „sie werden versprechen, nie ihre Heimat vergessen zu wollen. Wo sie auch hinkommen mögen, was immer aus ihnen und den neuen von ihnen dereinst gegründeten Völkern werden mag, immer wollen sie ihres Ursprungs gedenken, und die Freundschaft erneuern, so oft wir uns je wieder begegnen sollten.“

So geschah es auch in Frage und Antwort, aber Re verstand nur einzelne Worte.

„Und nun nehmt Abschied“ sagte der Älteste. Das war das Zeichen, daß alles sich umarmte. Nicht nur die geflügelten Prinzessinnen, alle Anwesenden, ja die Alten auf der Kuppel folgten dem Beispiel, nicht nur, was Kameraden war, und nicht nur den einzelnen Ständen nach, sondern nun begann ein mächtiges unregelmäßiges Wogen ringsum, wie die Ameisen es so sehr lieben, ein rechtes Durcheinander der Freude und der Begeisterung, von dem Nächsten zu den Ferneren eilte der Ruf. Im Augenblick war der sauber gezogene Kreis überflutet, ein sinnberaubendes, glückliches Gedränge entstand vor den Ab- und Zu-Stürmenden, und wo immer sich zwei begegneten, so fielen sie einander mit Tauchzen an, wandten sich wieder nach rechts und nach links, rangen weinend und lachend um den Kuß und wandten sich schon wieder neuen Ankömmlingen zu. Gleich zu Anfang war Re, die auf nichts derartiges gefaßt gewesen war,

von ihren Freunden getrennt worden. Silja und Assi waren selbst zu sehr in den Tumult hineingerissen, um sich ihrer anzunehmen. Aber es wurde auch kein Unterschied zwischen ihr und den anderen gemacht, kaum blieb ihr Zeit, die Zeichen der Freundschaft zurückzugeben, und ohne ihr Wollen trieb sie selbst wie auf einem Strom dahin, der sie bald hierhin, bald dahin riß, sie untertauchte und emporhob, sie drehte, im Kreis herumwirbelte und unter Tauchzen über ihr emporschlug.

Endlich, als das Toben nachließ, fand sie sich ganz nahe bei den geschmückten Gestalten. Sie hätte gern einmal einer der Prinzessinnen die glänzenden Flügel berührt, aber sie wagte es nicht. Indessen verstand sie nun deutlich, was der Älteste auf der Höhe der Kuppel ferner noch sprach.

„Eure Flügel sind frei,“ sprach er. „Niemand hält euch mehr zurück. Aber nun bitten wir euch, seid noch zwei Tage lang unsere Gäste und macht uns die Freude, mit eurem Liebreiz so lange noch unter uns zu sein.“

Damit war das Fest zu Ende. Am folgenden Tag reiste Re ab.

*

*

*

Die Königin entließ sie mit gütigen Worten. Assi, die neu erworbene Freundin, gab ihr noch bis zu jenem Punkt das Geleite, wo Re die Straße verlassen mußte. „Hätten wir uns damals nicht verabredet, uns hier wieder zu treffen,“ sagte Assi, „so würdest du gewiß von unseren Soldaten eingeholt und übel zugerichtet worden sein. Ich hatte erst hier gewartet und war dann bei Ausbruch des Gewitters auf die nächste Station zurückgegangen. Als es vorüber war, suchte ich so rasch als

möglich nach Haus zu kommen und so haben wir uns getroffen.“

Re dankte ihr nochmals für alles Gute, das sie ihr getan, aber sie wollte den Dank nicht annehmen.

„Hast du mich nicht auch gerettet, als ich in die Gewalt deines Soldaten gefallen war?“ rief sie aus, und nun trennten sie sich. Leicht fand Re ihren Weg, und noch vor Sonnenuntergang trat sie vor die Statthalterin. Diese hatte die Hoffnung auf ihre Rückkehr schon aufgegeben, und nun verzog sich ihr düsteres Gesicht zu höchster Spannung, sodaß Re, die in der Freude des Wiedersehens auf sie zueilte, fast nicht wagte, ihr die Wahrheit zu sagen. Sie blieb plötzlich stehen und sah nur traurig zu ihr auf.

„Ich hatte es nicht anders erwartet, liebe Re,“ sagte die Statthalterin gefaßt, „ich habe es schon gestern erfahren, du bist an dieser Wendung nicht schuld, aber wo sind deine Begleiter?“

„Die Elenden!“ stieß Re hervor. Aber die Statthalterin unterbrach sie: „Es ist mir auch nicht besser gegangen, über Verräter spricht man am besten kein Wort.“

„Ist denn alles verloren?“ rief nun Re voll Angst, denn ihr ganzes künftiges Leben, ihr Glück und Unglück war ja mit dem Schicksal der Statthalterin verknüpft.

„Komm mit!“ sagte diese an Stelle aller Erwiderung.

Sie stiegen hinab und schritten durch die Säle, wo es von franken Sammlerinnen stückig war. Der Regen hatte sie durchnäßt, und wer gar im Freien hatte ausharren müssen, der war schon gestorben. Eine quälende Unsauberkeit herrschte in Kammern und Gängen,

und an den Wänden hing der Schimmel in großen Fetzen.

„Es war entsetzlich,“ sagte die Statthalterin, die neben ihr herging. „Als das furchtbare Gewitter kam, drängte alles nach der Tiefe und da war kein Platz. Viele wurden dabei erdrückt und gingen zugrunde. Diejenigen aber, die in den Kammern aufeinandergepfercht untergekommen waren, wurden vom eindringenden Wasser halb erstickt. Eine furchtbar verschmierte, fröstelnde Masse kam nach dem Unwetter hervor, mit zerbrochenen Gliedern, gelähmten Hüften und voller Krankheiten. Sie schleppten sich mühselig in die Sonne, und da gingen auf der Stelle, besonders von den Sammlerinnen, Hunderte zugrund.“

Re konnte die Qualen der Erkrankten nicht länger ertragen, die mit verglasten Augen dalagen und nur hier und da die Fühler nach Hilfe erhoben. Sie hätte helfen mögen, aber nicht einmal ein wenig Moos war zur Stelle. Einmal blieb sie stehen und half einer Alten aufstehen, die sich kaum mehr auf den Füßen halten zu können schien.

„Welch ein Elend!“ sagte Re leise.

„Red' nicht so dummes Zeug!“ erwiderte die Alte mürrisch, und stützte sich recht fest auf sie. „Wir sind noch lange nicht am Ende. Oho, du Grünschnabel! Wir haben schon andere Zeiten durchgemacht!“

Da erkannte Re die alte Sammlerin, mit der sie die Baumbblätter besucht hatte. „Kennst du mich noch, Alte?“ fragte Re.

Die Alte lachte: „Ja freilich, werd' ich doch die Herrschaft kennen, o weh!“

„Was, o weh?“

„Führ' mich dort in die Ecke, da ist es trocken!“

Re tat, wie sie verlangte. Andere Sammlerinnen kamen, die nach Kräften für die Kranken sorgten, denen empfahl sie die Alte.

„O, das ist nur so eine Schwäche,“ meinte sie mit ihrem verstörten Lachen.

„Niemand gehorcht mir mehr,“ fuhr die Statthalterin fort. „Die Soldaten denken an nichts sonst, als wie sie ihre letzten Lebenstage so fröhlich als möglich verjubeln könnten. Es werden keine Wachen mehr aufgestellt, es wird nicht mehr gearbeitet und alle Zucht löst sich auf. Sieh selbst, wie sie es treiben!“

Re folgte ihr über Tote und Sterbende hinweg durch den Hauptgang in die Höhe. Sie schritten miteinander vor das Blatt hinaus, um ungestört Rast halten zu können, und ließen sich in der Sonne nieder. „Ich weiß nicht, wie wir diese Nacht überleben sollen,“ sagte die Statthalterin. „Die Kammern sind schmutzig und ungesund, und andere Schlupfwinkel haben wir nicht.“

„So wäre es besser, die Sammlerinnen heimzuschicken,“ erwiderte Re. „Auf diese Weise gäbe es wenigstens genügend Raum für die Soldaten, und eine Menge von unseren Genossen könnte vielleicht am Leben erhalten werden.“ Re hatte allen Mut zusammengenommen, um so zu sprechen, denn wie konnte sie schließlich etwas Besseres vorschlagen als die erfahrene Statthalterin? Vielleicht genügte es jedoch, um dieser wieder neuen Mut und Hoffnung zu geben.

Die Statthalterin schwieg eine Zeitlang, denn sie überlegte in ihrem Innern Res Vorschlag. „Die Soldaten werden es nicht zulassen,“ sagte sie nachdenklich.

„Sie gehorchen mir nicht mehr, aus Verzagtheit sind sie rebellisch, und sie werden nicht dulden wollen, daß andere gerettet werden, während sie selbst untergehen.“

„Und doch muß es versucht werden,“ bestand Re mit Hartnäckigkeit, „es ist unmöglich, die armen Unschuldigen ihrem Schicksal zu überlassen. Willst du nicht befehlen, so will ich selbst mit den Soldaten reden und versuchen, sie dir zurückzugewinnen.“

„Wenn die Stationen an der Straße nicht besetzt wären, so könnte es wohl gelingen,“ gab schließlich die Statthalterin zu. „Ich will es versuchen. Wenn du dafür sorgst, daß die Soldaten sie nicht aufhalten, so will ich die Sammlerinnen so heimlich als möglich ausziehen lassen.“

Zuversichtlich griff Re ihre Aufgabe auf. Sie überlegte sich, wie sie den Soldaten klar machen wollte, daß es in ihrem eigenen Interesse lag, die armen Sammlerinnen, die doch nicht die geringste Schuld trugen, zurückkehren zu lassen. Die Statthalterinkehrte um, Re aber eilte die Straße hinunter. Allzuwiele Stationen waren ja wohl überhaupt kaum mehr besetzt, denn der Gehorsam war längst gekündigt. Re war noch nicht weit gekommen, als ein großer Zug ihr entgegenkam. Mit Lärm und übermütigem Lachen schleppten sie ein unförmliches Tier in ihrer Mitte daher. Re hatte nicht gehofft, sie bei so guter Laune zu finden; es mußte wohl eine besonders wertvolle Beute sein, die sie da gemacht hatten. Erst aus der Nähe bemerkte sie, daß das Tier in der Mitte des Schwarms nicht tot war, sondern geradezu im Triumph dahergeführt wurde. Re hätte nicht gewagt, das mächtige Tier zu berühren, darum bewunderte sie den Mut der Soldaten, die so ganz ohne

Furcht nebenher gingen und sich sorglos ihrer Ausgelassenheit überließen. Manchmal blieb das Ungetüm stehen, puzte sich possierlich die kurzen Fühler und schaute sich aus vergnügten Neuglein blinzeln um. Es war mehr als doppelt so lang wie eine Ameise, aber viele male so dick, und seine helle Schuppenhaut glänzte feucht! Die Soldaten kletterten ihm über den Rücken, packten es an den Beinen, um es voran zu ziehen, ja man riß es unbarmherzig an den Fühlhörnern, wenn man sie zu fassen bekam. Dann machte es plötzlich ein Paar Schritte voran, wobei es den Leib wie eine Fahne hob, so daß alle, die ihm auf den Rücken gestiegen waren, herunterpurzelten, und blieb wieder stehen, nachdem es die Vorderen über den Haufen gerannt hatte. Der Zug kam eilig nach, aber schon stand das rätselhafte Wesen wieder still und war nicht zu bewegen, einen Schritt weiter zu tun. Dabei zeigte es keineswegs die Todesangst wie ein Tier sonst inmitten einer Rotte Ameisen verspüren mochte, sondern schien im Gegenteil am lustigsten von allen zu sein.

„Was bringt ihr uns da?“ fragte Ke und hielt einen Soldaten an, der gerade vor sie hingepurzelt war.

„Sieh selbst“ erwiderte er ungeduldig. „Jetzt werden wir's uns lustig machen. Meint ihr, wir wollen hier weiter herumstehen, bis wir zu Grund gehen! Voran, ihr müßt ziehen, sonst kommen wir nicht vom Fleck.“

Ke hielt den Burschen fest, der sich schon wieder an die Spitze stellen wollte. „Wie kommst du dazu, mir meine freundliche Frage so unfreundlich zu beantworten?“ schalt sie. „Sieh zu, daß die Statthalterin dich nicht bestraft.“

„Die Statthalterin!“ schrie einer aus der Gruppe,

die sich um Re gebildet hatte, „was ist mit der Statthalterin? Will sie uns vielleicht befehlen? Oder willst du uns vielleicht sagen, was wir zu tun haben? Seid froh, wenn wir deine Statthalterin am Leben lassen, denn niemand anders als sie ist an allem schuld. Und das sag' ich euch: Laßt euch geraten sein, uns in unserem Vergnügen nicht zu stören.“

„Wer wird euch euer Vergnügen stören wollen,“ sagte Re ruhig und ließ den Soldaten laufen. „Ich will lieber selbst mit euch fröhlich sein, so wollen wir die harte Zeit schon überstehen.“ Diesen Worten wendete sich sogleich der Beifall zu. „Das ist recht gesprochen,“ riefen sie und klopfen Re auf den Rücken, „komm mit, wir wollen es uns lustig sein lassen und nicht weiter an das Elend denken.“

„Ich kann jetzt nicht,“ wehrte sie ab, „aber ich komme nach. Ja, ich komme gewiß, da ihr mich selbst einladet.“ Indessen wollte man sie nicht ziehen lassen. „Komm mit, mach' es wie wir,“ sagten sie, „was kannst du Besseres zu tun haben.“

Re fiel es wohl auf, wie erregt und erhitzt der größte Teil dieser Soldaten war, wie Einzelne verworren redeten und nicht ganz fest auf ihren Füßen zu stehen schienen, aber sie schob es den Entbehrungen zu und freute sich innerlich, daß wieder einige Lebenslust in die Schar geflogen war.

„Laßt mich,“ mußte sie sich verteidigen, „laßt mich los, ich muß nach den Soldaten schauen, die in den Stationen liegen. Verlaßt euch darauf, ich komme nach.“

Man ließ ihr den Weg offen, umsomehr als das Untier gerade wieder ein paar Schritte voran machte,

aber man rief ihr noch nach, sie brauche sich nicht zu bemühen, was sie hier sähe, wäre der Rest, die andern seien schon längst abgezogen. Re wollte nicht glauben, daß dies der ganze Ueberrest von all den Soldaten und Offizieren sein sollte, die sie vor wenig Tagen auf den Posten getroffen hatte, aber je weiter sie kam, umso deutlicher bewahrheitete es sich. Die Steine, unter denen sie ihre Unterkunft gehabt hatten, waren leer, ja die schöne, saubere Straße war kaum wieder zu erkennen, so war sie verschüttet und überwachsen. In jede Vertiefung, in jede der kleinen Stationsräume schaute sie hinein; sie waren leer bis auf etliche Tote, die fünfte, sechste so gut wie die erste. Was sie zu sehen bekam, waren Spinnen, Asseln und Würmer, einmal auch eine fremde rote Ameise, die einen Toten fortschleppte.

Endlich auf der letzten Station, die kunstvoll unter einer Wallnußschale angelegt war, traf sie auf ihresgleichen. Da war Nephri, eine Anführerin und einige Soldaten. Sie standen in einem Kreis beisammen, spielten eifrig mit den Fühlern gegeneinander, aber sie redeten nichts.

„Willkommen, Nephri, daß ich euch finde,“ rief Re fröhlich beim Eintreten, denn das Alleinsein fing an, ihr unbehaglich zu werden. Aber keine der Versammelten wandte sich um, oder gab den Gruß zurück, oder regte auch nur den Kopf. Es sah aus, als wären sie eifrig dabei, ein Tröpfchen am Boden aufzusaugen, aber Re überzeugte sich, daß gar nichts da war. Darum drängte sie sich mit Kraft in den Kreis und fragte, wie die Neugierigen tun, mit raschen Fühlerschlägen: „Was ist's, was gibts?“

Noch immer bemühte sich keines um eine Antwort,

stumpfsinnig lagen sie am Boden und ließen sinnlos ihre Fühler auf- und abgehen.

„Schlaft ihr, oder seid ihr krank?“ fragte Re wiederum und schüttelte Nephri, „kennst du mich nicht mehr, Nephri, ich bin Re, die du aus dem Wald getragen hast.“

„Laß mich in Ruh’“, gab diese zur Antwort, „mir ist furchtbar übel.“

„Du wirst sterben, wenn du dich nicht aufraffst“, entgegnete Re und schüttelte auch die anderen. Aber sie schlugen um sich und zogen sich in einer dunkleren Ecke wieder zusammen, wo sie sogleich wieder die Köpfe zusammensteckten, als hielten sie die wichtigste Beratung.

„Du bist krank“, wandte sich Re wieder an Nephri. „Wie gut, daß ich dich getroffen habe; so kann ich dir heute helfen, wie du mir jüngst geholfen hast. Laß dich von mir führen, du kannst hier unmöglich allein bleiben. Was habt ihr nur ausgestanden, um alle so erkrankt zu sein.“

„Laß mich sterben“, sagte Nephri, „mir ist wirr im Kopf, und meine Beine tragen mich nicht mehr.“ Damit ließ sie sich niederfallen, und war durch nichts mehr zum Sprechen zu bringen. Kurz entschlossen packte Re sie um die Mitte des Leibes und machte sich auf den Rückweg. Aber die Last hielt sich so ungeschickt und griff nach jedem Halt in die Luft, daß Re überall mit ihr anstieß, und sie nicht anders dachte, als nun werde Nephri gar tot sein. Also legte sie sie nieder, aber zu ihrer Ueberraschung fand sie sie lebendiger als vorher.

„Ist dir besser?“ fragte sie teilnehmend „kannst du nun wieder allein gehen?“

Nephri klammerte sich an den Boden. „Ich will

nicht getragen werden“ schrie sie, „laß mich schlafen, ich muß mich ausschlafen.“

„So sage mir doch, was dir fehlt. Habt ihr Gift getrunken?“

Nephri lachte. „Gift? Ja, aber süßes. Flint, trag mich zurück, wo du mich gefunden hast, oder ich will dich lehren, wenn ich wieder auf meinen Beinen stehe. Wo ist der Nimmersatt?“

„Was ist das?“ fragte Re. „Ich glaube, Nephri, du hast Fieber.“

„Hast du das weiße Tier nicht gesehen?“

„Freilich, gute Nephri, hat es dich gebissen?“

Nephri kroch ein wenig voran. „Wie dumm du fragst. Weißt du denn nicht, daß es einen Saft hat, der fröhlich macht, so wie unsere Bauntierchen den süßen Saft haben. Rasch, trag mich wieder hin.“

Nun erst verstand Re, welche Bewandtnis es mit diesem Untier hatte. Sie konnte sich entsinnen, von solchen Wesen gehört zu haben. Das war in der Larvenstube gewesen, wo man den kleinen Larven Märchen erzählte, und Lieder vorsang; aber sie hatte nie geglaubt, daß es solche Tiere wahrhaft gäbe. Und zu gleicher Zeit fiel ihr ein, daß dies die schlimmsten Feinde der Ameisen sein sollten, weil ihr Saft lähmt und berauscht. Sie brauchte nicht viele Fragen mehr zu stellen, um Gewißheit zu haben.

„Hast du dich denn den Soldaten nicht widersetzt?“ schalt sie. „Statt das gute Beispiel zu geben, bist du die erste, die ihre Würde und ihren Verstand wegwirft. Wie konntet ihr so vergessen, was ihr der Statthalterin schuldig seid. Wer soll jetzt die Straße beschützen? Du verdienstest, daß ich dich hier auf der Stelle liegen ließe,

Welche Schande für eine Ameise, in solchem Zustand am Wege liegen. Ihr verdientet alle den Tod.“

„Laß mich liegen und schlafen“ erwiderte Nephri gereizt. „Versuch es selbst, du wirst auch nicht anders tun als wir.“

Re wurde zornig und verspürte nicht übel Lust, ihre Drohung in die Tat umzusetzen. Aber die innere Stimme der Hilfsbereitschaft, die einer Ameise ins tiefste Blut reicht, überwand rasch den Unmut. Da sie eingesehen hatte, wie schwer sie es sich mit der ungeschickten Last machte, und sie weiterhin fürchten mußte, sich zu verspäten, so trug sie die Berauschte nur bis zur nächsten Station, die zweite vor der Kolonie und ließ sie dort nieder. Zur Sicherheit legte sie einen Stein vor den Eingang.

Unter dem großen Blatt der Kolonie hatte sich unterdessen der Aufruhr durch die Ankunft der Soldaten und ihrer Beute nur verstärkt. Lärmend waren die Soldaten eingedrungen und lärmend empfangen worden. Die letzten Sammlerinnen und Kranken wurden aus Kammern und Gängen hinausgestoßen und hinter das Blatt geworfen, wo man sonst den Abfall hintat.

Ihr weißes Ungetüm hatten sie selbst nach unten geschafft, und nun hatten sie für nichts anderes auf der Welt mehr Sinn. Die Statthalterin, die versucht hatte, sich zu widersetzen, war bedroht und verhöhnt worden. Sollten sie es sich nicht auch einmal lustig machen dürfen? Waren nicht ihrer genug an Leiden und Krankheit zu Grunde gegangen? Wartete nicht ihrer aller das gleiche Schicksal? Wer wollte es von ihnen abwenden, nachdem es einmal ohne ihre Schuld über sie

gekommen war? Wer außer der Statthalterin war an allem Unheil schuld? Warum hatte sie sich aufgelehnt? Und hatte sie es nicht soweit gehabt, daß jeder Soldat getötet wurde, der den erbitterten Gegnern in die Hände fiel? Hieß es nicht, daß sie alle in Stücke gerissen werden sollten? Wodurch anders als durch die Herrschsucht der Statthalterin war dies verschuldet? Warum hatte man sich nicht unterworfen, solange es noch Zeit war? Nein, nun würden die Soldaten auch nicht nach denen fragen, die früher nicht nach ihnen gefragt hatten. Mit solchen Worten stritten sie hin und her, während die Sammlerinnen wie eine Herde verstörter Lämmer sich jammernnd in einem Winkel des Blattes zusammenkauerten und schreiend auseinanderfuhren, wenn immer ein Soldat sich in ihrer Nähe zeigte.

Dennoch war es der Statthalterin gelungen, alle Vorkehrungen zu treffen und die Sammlerinnen vorzubereiten. Auf ein unauffälliges Zeichen hin stellte eine junge Pfadsucherin zusammen mit ihren Kameraden sich an die Spitze des Zugs, und kaum hatte sie die Sicherheit des Wegs verbürgt, so trippelte der Zug der Sammlerinnen davon. Trotz des Drängens kam alsbald eine gute Ordnung in die Reihen. Manche hatten es nicht über sich vermocht, gegen die Gewohnheit ohne Last in der Stadt anzukommen. So hatten sie denn Steinchen oder Holzstückchen aufgegeben und schleppten sie mit viel Wichtigkeit dahin. Nicht um alles in der Welt hätten sie sie hergegeben.

„Meine Aufgabe hier ist erfüllt,“ sagte die Statthalterin, als die letzten flinken Beinchen hinter der Wegbiegung verschwunden waren. „Ich habe in meinen Unternehmungen kein rechtes Glück gehabt. Was hier

noch übrig bleibt, geht auch ohne mich zu Grunde. Nun will ich nur noch für dich leben, liebe Re, du bist das einzige Glück, das mir in diesem Jammer zugeslogen ist, und daran will ich mich klammern. Nun wollen wir nur noch an Mala denken."

Re's Augen leuchteten vor Freude. Und die Statthalterin umarmte sie mit Hefigkeit, damit ihr keine Zeit und Gelegenheit zum Danken bliebe. „Nun werde ich sie gewiß wiedersehen," war alles, was Re hervorbrachte. Aber nach einigem Befinnen erschien sie sich selbstsüchtig, daß sie ihre eigenen Wünsche dem Wohl der Soldaten voranstellte, die hier zum Verschmachten verurtheilt waren. „Gibt es keine Hilfe mehr für diese da?" fragte sie traurig und wies auf den Eingang nach den unterirdischen Kammern. „Werden sie nicht gerade jetzt unsrer bedürfen, wo sie so unglücklich sind?"

Die Statthalterin wiegte das Haupt. „Das sagt dir dein gutes Herz, liebe Re, aber du kennst die Halsstarrigkeit und Wut unserer Soldaten nicht. Geht es ihnen gut, so sind sie zwar übermütig, aber auch gehorsam und tapfer. Ist jedoch ihr Mut einmal gebrochen, dann stürzen sie in eine solche Tiefe der Verzweiflung und Wildheit, daß sie durch nichts mehr im Zaume zu halten sind. Jedes gute Wort reizt sie nur. Nun geben sie sich auch keine Hoffnung mehr, das Leben zu erhalten, sie berauschen sich und werden sich bald gegenseitig anfallen. In zwei Tagen können die Truppen der Hauptstadt einziehen und die Toten wegräumen. Wer weiß, ob ich nicht täte wie sie, wenn ich dich nicht gefunden hätte."

Re dachte im Stillen über eine Möglichkeit nach, eine Prinzessin aus der Stadt zu rauben oder mit List

zu entführen. Wer die Hoffnung nicht aufgibt, hat noch nichts verloren.

„Nicht wahr,“ fragte sie, „wenn die Soldaten eine Königin hätten, so wäre alles wieder gut.“

„Freilich,“ erwiderte die Statthalterin, „aber nun wird es nicht mehr sein. Wir wollen jetzt an unsere Ruhe denken. Es wird kühl und wir werden unsere Kräfte morgen brauchen. Sowie der Tau aufgetrocknet ist, machen wir uns auf den Weg.“ Re wollte sich entfernen, aber die Statthalterin duldet nicht, daß sie ging. „Wir werden uns von nun an nicht mehr trennen,“ sagte sie, „wir müssen gefast sein, eines für das andere einzustehn. Laß uns ein Stück Wegs noch bis zum nächsten Postenstand gehen, dort werden wir soviel Platz finden, als wir wollen.“

Es lagen aber Tote darin. Sie entschlossen sich, das kurze Stück bis zum folgenden Posten dazu zu geben. „Laß dich nie,“ sagte die Statthalterin unterwegs, „mit solchen Wesen ein, wie das weiße Tier eines ist, das die Soldaten herbeigeschleppt haben. Es heißt unter den Ameisen Nimmersatt, denn weder bekommen diejenigen je genug, die sich an den berauschenden Saft dieses Tiers gewöhnt haben, noch das Tier selbst, das von Eiern, Maden, Toten und Berauschten nach Gefallen zehrt. Es ist nicht das einzige, das sie drunten haben. Schon seit einigen Tagen habe ich sie mit allerlei solchem Gesindel gesehen, das nur zur Plage und Versuchung der Ameisen da zu sein scheint. Es ist, als fühlten diese Unholde genau, wo ein Volk sich dem Untergang zuneigt, denn in gesunden wagt keines sich zu zeigen. Anfangs versteckten die Soldaten sie doch wenigstens vor meinen Augen. Nun tun sie auch das nicht mehr.“

„Ja,“ erwiderte Ke, „wenn ich daran denke, welches ein ganz anderes Leben hier noch vor wenig Tagen herrschte, als Nephri mich herbrachte, so kann ich es kaum glauben. Ich meine, es wäre eben erst gewesen.“

Die Statthalterin blieb stehen. „Wie jung mußt du sein, liebe Ke, daß du dich im Lauf eines Tages nicht altern fühlst. Sieh’, es gibt wohl Geschöpfe, für die ein Tag nicht mehr bedeutet als für uns ein Augenblick, sie haben viele Jahre mit Frühling, Sommer, Herbst und Winter zu leben, sie sehen die Wiederholung der Natur, von der doch nur die ältesten Ameisen zu erzählen wissen, sie haben Zeit, vorauszublicken und zu überlegen. Was meinst du wohl, was aus uns Ameisen hätte werden können, die wir doch die Welt beherrschen und denken können, wenn unserem Leben eine längere Frist gegönnt wäre? Raum hat eines von uns Zeit zu schmecken, wie der Sonnenschein tut, so ist seine Lebenszeit schon abgelaufen. Sieh’ dir die Menschen an. Sie treiben allerlei, wie man sehen kann, aber trotz ihrer langen Lebenszeit haben sie nichts, was man mit unserem Geist vergleichen kann. Es ist wahr, sie sollen Straßen und Häuser bauen, sagt man, aber sie besitzen doch nur Instinkt, der wirkliche Geist, die Ueberlegung und das Nachdenken geht ihnen ab.“

„Und doch,“ rief Ke aus tiefem Herzen, „wie lange habe ich schon gelebt und habe doch noch nichts für Mala tun können! Mit Recht erinnerst du mich daran, wie rasch unser Leben verflogen ist.“

Die Statthalterin war eben im Begriff, ein Wort des Trostes auszusprechen, als ihr Blick auf den verschlossenen Eingang der Wachtstation fiel. „Bleib

stehen," sagte sie, „ich will nachschauen, was dieser Stein zu bedeuten hat.“

„Ich selbst habe den Stein vorgelegt," beeilte sich Re und schob den Stein beiseite. Aber sie hatte das Steinchen kaum gehoben, als ein Schatten an ihnen vorbei und auf der Landstraße davonhuschte. „Ich hab' dich wohl erkannt," rief die Statthalterin hinterher, „schade, daß ich dir keinen Denkfettel mitgeben kann, wie du es verdient hast! — Es war Nephri, ich sah es genau.“

„Es konnte auch sonst niemand darinnen sein," ergänzte Re, „da ich sie selbst hineintrug. Aber vorher war sie steif und wie tot, nun läuft sie rascher als ein galoppierender Lauftäfer.“

„Ihr Kausch ist vorbei. Sei getrost, Re, du bist ihr nichts mehr schuldig. Wenn sie dir einst das Leben gerettet hat, so hast du es ihr heute abgezahlt. Denn ohne deine Hilfe lebte sie in diesem Augenblick nicht mehr. Eine Ameise, die sich nicht mehr wehren kann, ist immer verloren.“

Erschrocken schaute Re auf. „Es waren aber außer ihr noch vier oder fünf, die ebenso unbeholfen waren wie sie selbst. Laß mich eilen, ob ich sie noch retten kann, ach, das habe ich nicht gewußt.“

Die Statthalterin schob ruhig von innen den Eingang zu. „Man kann nicht allen helfen," sagte sie. Mit diesen Worten legte sie sich zum Schlafen nieder, und Re blieb nichts anderes übrig, als diesem Beispiel zu folgen. Aber so sehr sie sich bemühte, sie selbst fand keinen Schlaf. Immer mußte sie an alles denken, was sie gesehen und erlebt hatte, an die Toten, die Kranken und die Lebenden, an das schreckliche Schicksal der vielen

Mitbrüder und Schwestern, mit denen sie sich so fröhlich gefühlt hatte, und die nun einem qualvollen unentrinnbaren Tod entgegengingen. Sollte es wirklich kein Mittel, keine Aussicht geben, sie zu retten? War es nicht vielleicht möglich, Verzeihung für die armen Soldaten zu erhalten, die doch weiter nichts getan hatten, als was ihre Pflicht war. Trotzdem lie sie sich immer wieder vorstellte, daß sie selbst allein an dem Elend schuld waren, infolge von Ungehorsam und Gleichgültigkeit nämlich, so konnte sie doch ihren Fehler nicht so hoch einschätzen, daß sie dafür den Untergang verdient hätten. Nach vielem Erwägen und Nachdenken kam sie so schließlich zu dem Entschluß, in der Morgenfrühe nochmals nach der Stadt zu gehen, und dem Alten, welcher ihr in der Staatsversammlung wohlwollend gewesen war, alles zu erzählen. Sie werden mir nichts tun, dachte sie, so grausam werden sie nicht sein, vielleicht kann ich auf diese Weise meinem Vaterland die vielen tapferen Soldaten retten.

Auf diesen Entschluß hin überkam einigermaßen Beruhigung ihr Herz, und sie war eben am einschlafen, als zunehmender Lärm von der Straße her ihre Aufmerksamkeit anspannte. Sie hörte rufen und laufen, das mußte ein ganzer Zug Ameisen sein, was mochten sie in so später Stunde suchen. Jetzt unterschied sie Hilferufe. Ungesäumt weckte sie die Statthalterin, und beide traten hinaus. Aber im selben Augenblick drängte ein dunkler Strom bereits über sie hinweg. Sie konnten sich nur eilig zurückziehen und die Thür wieder verschließen. Der ganze Raum war voll jammernder Sammlerinnen. Draußen jagte die Flucht weiter vorbei. Es währte geraume Zeit, bis die verängstigten Wesen eini-

germaßen zusammenhängend erzählen konnten, was vorgefallen war. Man hatte die Sammlerinnen nicht aufnehmen wollen. Als bald hätten sich die Soldaten der Hauptstadt auf den Zug gestürzt und zerrissen, wessen sie hätten habhaft werden können. Die Pfadsucherinnen waren ihre ersten Opfer gewesen. Darauf hatte sich die ganze Schar zur Umkehr gewandt, und jedes war nur darauf bedacht gewesen, sich zu retten. Das war alles, was man aus den Flüchtlingen mit großer Mühe herausbekam. Es war entsetzlich, wie zerschlagen und zugerichtet die Unglücklichen aussahen.

„Laß uns gehen,“ sagte Re. „Diese hier sind für die Nacht geborgen, wenn wir den Stein wieder vor den Eingang legen. Wir müssen für die übrigen sorgen und sie vor den Soldaten schützen.“

„Es wird dir nicht gelingen,“ erwiderte die Statthalterin, „und mir auch nicht. Die Nacht ist unsicher. Leg’ dich wieder und rüste dich für den nächsten Tag.“

Aber nun konnte Re erst recht nicht schlafen. Das Aechzen der Sammlerinnen um sie her, die wie geduldige Lämmer in der Hürde warteten, was nun geschehen sollte, das Rufen draußen und der Schritt von manchem Nachzügler, das alles raubte ihr die Ruhe. Sie mußte einsehen, daß der Plan, den sie eben erst entworfen hatte, unausführbar war, wenn man nicht einmal den Sammlerinnen Durchgang gewähren wollte. Aber ihr kleiner Verstand überlegte und sann, ob es nicht eine Nacht geben müsse, diesem Elend Einhalt zu tun und den schönen Frieden zurückzuführen, den sie ein paar Stunden lang hatte kosten dürfen. Ach, dachte sie immer wieder, könnte ich doch mit Ussi tauschen, wie fröhlich wollte ich sein! Wie war nur Freundlichkeit,

Zutrauen und Arbeitslust so rasch erkaltet, und hat der Herzlosigkeit, Grausamkeit und Rohheit Platz gemacht! Sie war dem Weinen nah, daß sie nicht sollte helfen können, und es erschien ihr, als sei sie nur zu Unglück und Leid geboren. Wenn Nala nicht gewesen wäre, wer weiß, ob sie nicht selbst in die gleiche Verzweiflung gesunken wäre.

Gegen Morgen aber weckte sie nochmals die Statthalterin. „Sagtest du nicht,“ flüsterte sie, „daß eine Königin uns alle retten könnte?“

„Gewiß,“ gab die Statthalterin in halbem Schlaf zurück und wandte sich ab. Re aber schlief nun ruhig bis zum Morgen. Die Statthalterin mußte sie rütteln, so tief schlief sie. Aber als sie nun ihre Neuglein gerieben und die Fühler gepuzt hatte, kehrte die Erinnerung an ihre nächtliche Eingebung zurück. Sie war jedoch zu ängstlich sie mitzuteilen, ihre Zuversicht war dahin. So war sie denn froh, daß das kleine Gespräch in der Nacht vergessen schien.

Indessen überredete sie doch die Statthalterin, nochmals nach der Kolonie zu gehen. Am liebsten hätte diese die Unglücksstätte nicht wieder betreten. So mochte denn Re mit eigenen Augen die Hoffnungslosigkeit des Zustandes erkennen. Auf dem Wege schon trafen sie auf tote und sterbende Sammlerinnen. Sämtliche Raubtiere des Graslandes schienen sich hier zusammengefunden zu haben, und kaum konnte die Nähe der beiden anderen sie schrecken. Spinnen, Affeln und Käfer zankten sich um die Beute und benutzten die Straße, als wäre es ihr rechtmäßiges Eigentum. Freilich, was war von der Straße übrig geblieben? Kaum ein schmaler, oft ver-

deckter Pfad; kein Wunder, daß sich hier alles Gesindel heimisch fühlte und den reichgedeckten Tisch zum Schauplatz seiner Gier machte. Je mehr die beiden sich dem Blatte näherten, umso unerträglicher wurde der Anblick. Sie mußten über Haufen von Toten und Halbtoten steigen, und unter dem Blatte selbst sah es nicht besser aus. Im Gegenteil machte das ekle Durcheinander von zusammengeknäueltem Tod und Leben noch einen weit graufigeren Anblick. Aber Re ließ es sich nicht genügen. Ohne Besinnen stieg sie in die Tiefe hinab.

„Bleibe hier,“ sagte sie zu ihrer Freundin, die ihr folgen wollte, „ich habe keine Ruhe, bis ich nicht volle Gewißheit habe.“

„Nein, ich gehe mit. Ich fürchte nur deinetwegen.“ Damit folgte sie Res tapferen Schritten, die sich unbekümmert durch die Soldaten drängte, welche die Gänge füllten. Mit stumpfen Mienen machte man ihnen unwillig Platz, und manches Murren wurde laut, wenn ein halbberauschter Schläfer sich kräftig auf die Seite geschoben fühlte. Und bald rief man sich gegenseitig den Namen der Statthalterin zu. Sogleich drängten sich aus den angrenzenden Räumen erregte Massen heran. Indessen fehlte es auch nicht an einigen Wenigen, die sich wie zur Verteidigung um die Statthalterin stellten, und immerhin flößte sie bei der Mehrheit noch Respekt genug ein, um irgend welche Tätlichkeit ohne Grund hintanzuhalten. Eben dadurch aber saßen die Statthalterin und Re bald gefährlicher in der Masse gefangen, als wenn man hätte versuchen wollen sie festzuhalten. Re aber fühlte sich in dieser Lage plötzlich von solcher Wut über das schmählische Verhalten der Soldaten ergriffen, daß sie sich mit aller Kraft den Frechen entgegen-

stemmte und mit zorniger Stimme in den Haufen hineinrief:

„Ist das die Treue, die ihr der Statthalterin geschworen habt, ihr Gesindel? Schämt ihr euch nicht, mit solchem wüsten Treiben in ihre Nähe zu kommen?“ Und zugleich sprang Re auf eines der fremden Tiere zu und versetzte ihm einen Stoß, daß es zappelnd umfiel.

Es fehlte nicht viel, so hätte man Re in Stücke gerissen. Von allen Seiten kamen die halbbetrunkenen Soldaten mit offenen Zangen auf sie zugestürzt und nur dem Einschreiten der Statthalterin war es zuzuschreiben, daß sie sich wieder zurückzogen. Derjenige Teil aber, der noch einigermaßen bei Vernunft war, rief Re entgegen:

„Gib uns ein Leben, daß wir uns vor dem nächsten Tag nicht zu fürchten brauchen. Sieh dich doch um! In ein paar Tagen werden wir tot daliegen wie die anderen auch. So laß uns wenigstens unsere letzte Freude!

Gib uns eine Königin, damit wir Hoffnung haben, für andere leben zu können. Ja, dann wollen wir gern gehorchen und unsere Pflichten tun. Aber wir sind alle hier dem Tod verfallen, und niemand wird ihn abwenden.“

Man erwartete eine Antwort. Re fühlte, sie mußte Hoffnung reichen. Da durchzuckte der Rettungsgedanke, den sie in der Nacht bekommen, mit voller Gläubigkeit ihr Herz.

„Ich werde euch morgen abend eine Königin bringen,“ rief sie laut und fest.

„Hört ihr,“ klang es durcheinander. „Habt ihr es gehört, sie verspricht uns eine Königin. Aber sollen wir ihr auch glauben?“

„Ja,“ bekräftigte Re, indem sie durch die Reihen schritt, „glaubt es noch einmal. Haltet heute noch und morgen zur Statthalterin. Ich lasse euch nicht im Stich. Geht und tragt die Toten hinaus, sorgt für die Kranken, schafft Nahrung herbei und stellt die Wachen aus. Bis morgen abend, wenn die Sonne untergeht, sollt ihr noch ausharren.“

„Was wirst du tun?“ flüsterte die Statthalterin.

„Mein Wort halten!“ sagte Re, und ihre Zuversicht überzeugte auch die Statthalterin.

Sie gab die Befehle. In einem Augenblick war mit der Hoffnung auch der Ehrgeiz neu entzündet. Die ersten, die Re zustimmten, rissen die anderen mit: „Wir versprechen es“ riefen sie alle, umringten die Statthalterin und wünschten nur, zu gehorchen.

Als bald war ein neuer Geist in die kleine Kolonie gekommen. Die Gewißheit, daß alles wieder gut würde, und ihnen ihr Recht geschehe, hob die allgemeine Stimmung zu trotzigem Mut, und bald herrschte an der Unglücksstätte eine Geschäftigkeit, als ob das tüchtigste Volk gegen eine unerwartete Unbill alle Kraft zusammen nähme.

„So sind sie,“ sagte die Statthalterin, „so schrecklich und auch wieder so gut. — Aber nun übernimm du die Führung, du hast das Versprechen gegeben, du kannst mehr als ich.“

Re hatte alle Mühe, ihre Freundin zu bewegen, den Oberbefehl zu behalten, aber die Statthalterin ordnete seitdem nichts mehr an, ohne Re vorher befragt zu haben.

Siebentes Kapitel.

In der Frühe des nächsten Tages waren Ke und die Statthalterin schon unterwegs. Ke hatte darauf bestanden, daß sie unbedingt mitkommen müsse, wenn ihr Plan gelingen sollte. Dieser Plan bestand darin, ihre neuen Freunde selbst um eine Stammutter zu bitten, und alle Wahrscheinlichkeit war für ein Gelingen, besonders wenn man den neuen Verbündeten als Entgelt den Weg zu den süßen Bäumen zeigte.

Vor der Abreise hatte die Statthalterin ihre Befehle für die Dauer ihrer Abwesenheit gegeben, und ihre hochgestimmte Erwartung theilte sich allen mit, sodaß jeder mit doppeltem Eifer an seine Pflicht ging. Die Stationen längs des Erdbeerlandes wurden wieder bezogen, nachdem sie von Toten und räuberischem Gethier gesäubert waren. Auf ihrem Weg musterten beide noch die Festung an der Baumwurzel, wo die vom Regen heruntergewaschenen Dämme in Eile neu aufgeführt werden sollten. Aber auch hier war durch die wenigen Tage Unordnung alles am Verfallen, viele wertvolle Tiere waren zu Grunde gegangen und zwischen den Wurzeln eingeschlemmt, sodaß sie verderben mußten, wenn sie nicht sofort ausgegraben wurden.

Von hier aus nahm die Statthalterin eine Pfadsucherin mit. Sie hatte den Namen Jffi. Ke wußte den Weg allein, aber die Pfadsucherin war bald vor ihr,

bald neben ihr und suchte den vielverschlungenen Weg abzukürzen und angenehmer zu machen.

Den langen Weg benutzte Re dazu, ihre Abenteuer aufs Genaueste nochmals zu erzählen. Als sie von dem Schneckenhaus sprach und von dem entsetzlichen Tausendfuß, konnte die Statthalterin sich nicht genug über den glücklichen Ausgang erstaunen.

„Sicherlich,“ sagte sie, „kam das Wasser zur rechten Zeit, denn deine Kraft würde gegen einen Tausendfuß nichts vermocht haben. Aber so wie wir von vielen Gefahren umgeben sind, die der Zufall uns zum Schaden stellt, so sind wir auch dem Zufall manches Glück schuldig.“

Der Grund, warum wir Ameisen gefürchtet sind, liegt nämlich nicht so sehr in unserer Kraft oder Tapferkeit, wenn es auch wahr ist, daß uns kein anderes Wesen darin übertrifft, sondern vielmehr in der Menge, mit der unser Geschlecht die Feinde im Zaum hält. Natürlich setzt das jeden von uns auch dann in Respekt, wenn wir allein sind, und unser Feind uns vielfach überlegen ist. Er ist eben gewohnt, es bei einem Angriff gleich mit Hunderten zu tun zu haben, denen er erliegen wird, wenn er sich nicht durch eilige Flucht rettet.“

„Auch ich,“ entgegnete Re, „hielt mich für verloren, als ich mich von den harten, übelriechenden Zangen erfaßt fühlte, aber gerade im letzten Augenblick wäre ich nicht mehr geflohen, selbst wenn ich mich durch die Flucht hätte retten können. Ich hatte den Troß in mir, wie eine Ameise sterben zu müssen, das heißt ohne Furcht im Innern. Und da war ich gerettet.“

„Du hast viel durchgemacht, arme Re,“ unterbrach die Statthalterin ihre Worte, „nicht jede hat solche

Kraft und Ausdauer des Körpers, soviel Geschick und Verstand wie du. Dein Urtheil wird uns gut beraten, wenn wir erst ein tüchtiges Volk bilden und der Dank von allen wird dir sicher sein.“

„Was hilft es mir?“ seufzte Re, „ich möchte mit der einfachsten Sammlerin tauschen, die mit ihren Kameraden die Blätter besucht oder jeder Jägerin, die zu zweit im Gräserwald die gefährliche Jagd betreibt. Mit welcher Fröhlichkeit habe ich sie ausziehen sehen und beobachtet, wie sie sich gegenseitig pugten und bei der Arbeit behilflich waren.“

Wenn ich zusehe, wie zwei zusammen ein Holz aus dem Bau schaffen oder sich Nahrung reichen, so möchte ich vor innerem Jammer vergehen. — O, glaub nicht, gute Freundin, so darf ich dich nennen, daß ich Nala jemals vergessen könnte. Sag nicht, daß auch du einsam dastehst. Hast du mir nicht erzählt, wie du deine Jugend mit der Gefährtin verlebt hast, du hast an ihrer Seite gespielt und gekämpft, gelacht und gelitten. Aber ich? Ohne Kindheit bin ich gewesen, ihr herzliches Bild habe ich ein einziges Mal gesehen, als ich kaum wußte, was ich sah, dann wurde es mir entrissen. Und quälender als alles ist die Ungewißheit, ob sie überhaupt noch lebt.

Als du davon sprachst, nur noch mit mir sein zu wollen, um mit deiner Hilfe Nala zu befreien, glaubst du nicht, daß ich in meinem Herzen aufgejubelt habe, und daß es mir nahe lag zu sagen: Ja, laß uns gehen, wir wollen die Unseligen ihrem Schicksal überlassen.

Aber ich konnte es nicht. Denn ich sagte mir: Was bedeutet dein eigenes Glück gegen das Glück dieser Vielen, die auf dich gebaut haben, und die du nun im Stich lässest und verrätst. Wirst du je selbst glücklich

sein können, wenn du das Glück anderer zerstört hast?"

Die Statthalterin blieb sinnend stehen und schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sagte sie dann „wenn sie gleichsam aus eigenem Verlangen in ihr Verderben stürzen, so sind sie nicht zu beklagen. Wo nicht mehr zu helfen ist, da gibt es kein Gesetz, das uns vorschreibe, mit unterzugehen. Aber daß du ein Mittel zu helfen gefunden hast, das erst macht es dir zur Pflicht und mir zur Freude, ein Letztes zu versuchen.“

„Ja,“ bekräftigte Re, „was würde alle überlegene Tapferkeit, alle Klugheit und alles Wissen unseres Geschlechts bedeuten, wenn nicht die großartige Begeisterung für das Wohl der Gesamtheit uns in einer Weise zusammenhielte, daß wir der Schrecken unserer Feinde und das Vorbild aller Treue sind? Für wen sorgen und arbeiten wir? — Für uns, und doch nur für die anderen. Denn, wenn wir nicht für die anderen sorgten, so würden wir uns selbst vernachlässigen. Ist es daher nicht eher ein Zeichen hochherziger Noth, wenn diese armen Soldaten, denen die Gemeinschaft eines Volkes fehlt, in Verzweiflung geraten? Es ist ein Zeichen dafür, daß sie ohne Gelegenheit sich aufzuopfern ihr Leben verloren geben, soweit, daß sie darüber feige werden. Darum sollst du sie nicht verachten, auch wenn sie übel tun.“

„Ich würde sie nicht verachten, wenn ich nicht hoffte, sie durch Verachtung aufzurütteln. Ich habe keine andere Macht mehr. — Warum bin ich wehrlos und kann sie zum Gehorsam nicht zwingen? Weil die Aemeise, auch dann, wenn sie gehorcht, nie gegen ihren Willen,

sondern aus eigener Ueberzeugung gehorcht. Eine jede tut das, wozu sie befähigt ist, und nur das, wozu sie befähigt erscheint, kann ihr zu tun anbefohlen werden.

Wenn dies nicht hinzukäme, so wären wir nicht der frohe und friedliche Staat, um den uns alle Welt beneidet. Es kann jedoch keines das andere beneiden, denn es tut ja ein Jedes nur das, was es leisten kann und gerne tut. Denn Arbeitsamkeit ist uns angeboren.

Du kannst z. B. sagen, daß die Sammlerinnen dumm sind, wenn sie nicht einmal das kleinste Stücklein Weg finden können, das man ihnen nicht vorher gewiesen hat, aber sind sie deswegen weniger fröhlich, weniger glücklich und zufrieden?"

Unter solchen Gesprächen gelangten die drei an dem Punkt an, wo der große breitblättrige Wald beginnen sollte, aber an seiner Stelle lagen jetzt ungeordnete Schollen umher und kein Fleckchen Grün war zu sehen. Ratlos standen sie vor dem Schollenmeer.

„Ich weiß bestimmt,“ sagte Re, „daß hier der große Wald begann. Nun weiß ich aber nicht, wie ich den Weg finden soll.“

„Wir müssen ihn finden,“ widersprach mit Entschlossenheit die Statthalterin. Wenn du bestimmt weißt, daß der Weg bis hierher der richtige war, so brauchen wir wohl nur die Richtung einzuhalten.“

„Das weiß ich bestimmt“ erwiderte Re.

„So wollen wir uns hier lagern,“ sagte die Statthalterin. „Iffi wollen wir ausschicken, die Ameisenstraße zu suchen.“

Die Pfadsucherin machte sich sogleich in der angegebenen Richtung auf und verschwand bald zwischen den Schollen.

Re und die Statthalterin traten in den Schatten eines tüchtigen Erdklumpens, und im Gespräch verging ihnen rasch und unbemerkt die Zeit. Die Statthalterin sprach die Vermutung aus, daß die Menschen, deren es hier mehrere gab, die Kräuter ausgerissen und den Boden umgewühlt hätten.

„Das geschieht hier und da auch im Erdbeerland,“ belehrte sie die junge Begleiterin, „und jedesmal sind uns viele Sammlerinnen zu Grunde gegangen. Besonders aber kommt es vor, daß die Menschen im Sommer die süßen Erdbeeren pflücken, während Sammlerinnen dabei sind, die Früchte auszuhöhlen. Dann heißt es, sich rasch fallen lassen oder aus der Frucht herauspringen. Aber auch schon Pfadsucherinnen sind verloren gegangen, und konnten den Weg nicht mehr finden, und einmal hat eine das Nest wieder erreicht, nachdem sie sechs Tage lang umhergeirrt war.“

Re hörte staunend zu und ließ sich noch viel Wunderbares von Menschen, Tieren und Dingen erzählen. Immer, wenn die Statthalterin aufhören wollte, tat sie eine neue Frage, oder sie sagte: „Ich bitte, liebe Freundin, erzähl mir noch etwas.“

„Ja“ sagte die Andere, „denke dir, es gibt Ameisen, die sind so klein, daß man sie kaum sieht. Sie leben vom Diebstahl und bauen ihr Nest in die Wände unserer Kammern und Gänge. Du kannst dir darnach vorstellen, wie winzig sie sein müssen. Sie ziehen ihre feinen Röhren bis in unsere Säle, und sobald sie sich allein wissen, kommen sie hervor und stehlen, was sie können. Will man einen, den man dabei erwischt hat, ergreifen, so flüchtet er in seinen kleinen Gang, wo niemand ihm nachsehen kann, weil wir viel zu groß sind.

So bringt er sich rasch in Sicherheit und beginnt von anderer Seite aus von Neuem. Man muß froh sein, wenn man von solchen Plagen verschont bleibt.“

„Solche Diebe verdienen eigentlich den Namen Ameisen nicht“ meinte Re entrüstet. „Wenn ich dir so zuhøre, wie vielen Gefahren wir in der Welt ausgesetzt sind, so wundert es mich, daß wir nicht alle schon längst ausgerottet sind.“

„Oho, du vergißt, daß unsere Königinnen immerfort ungezählte Nachkommen hervorbringen, daß jedes Jahr eine Unmenge von jungen Prinzessinnen aus der Stadt in die Lüfte steigen und neue Städte zu gründen berufen sind.“

Mit großen weißen Flügeln sind sie geschmückt und zu einer bestimmten Stunde kommen sie alle aus der Tiefe hervor, steigen an Halmen und Gräsern in frohem Getümmel in die Höhe, und bald versuchen sie die Schwingen und schweben geradeaus hoch empor in die Strahlen der Abendsonne. Das ist das schönste Fest des Jahres, und während die jungen künftigen Königinnen sich in den Lüften einen Gemahl suchen, unbekümmert um die Klagen und Aufregung der Zurückbleibenden, laufen diese in heimlicher Hast voll zärtlicher Besorgnis auf und ab hinter den Flüchtigen her, als wollten sie sie zurückhalten, und allen ist, als müßten auch ihnen Flügel wachsen, um sich hoch oben in die lustige Schar zu mischen, die in langsam hinziehender Wolke Hochzeit feiert.“

„Das muß schön sein,“ rief Re aus, „aber warum kommen sie nicht wieder?“ Sie konnte sich nicht entschließen, von jenem Fest bei ihren Freunden zu erzählen, so lieb ihr die Statthalterin war.

„Wenn sie wiederkämen, so würden keine neuen Städte entstehen, und dann würde es allerdings wohl bald keine Ameisen mehr geben. Die Prinzessinnen fliegen nur einmal in ihrem ganzen Leben in die Lüfte. Wenn sie ermüdet und von aller Lust berauscht zu Boden sinken, so sind sie zu Müttern künftiger Völker geworden.

Auch unsere Königin, Mala-Re, von der du und Mala den Namen hast, ist einst so allein von einem mächtigen Volk her in die Erde gestiegen und hat die erste Kammer mit eigenen Zangen und Füßen gegraben, bis ihre ersten Kinder aus den Eiern krochen. Dann hat sie sie genährt, bis sie groß genug waren, ihre Schwestern pflegen zu helfen und selbst nach Nahrung hinauszuziehen. So war der Beginn dieses großen Volkes, das nun viele Straßen und Stationen besitzt.

Nun verstehst du auch, weshalb die Königin keine andere als Königin in der Erdbeerkolonie duldet. Dann hätte sie dort keine Macht mehr, und sie will alle Macht in sich vereinigen, weil sie die Stadt begründet hat und alle Ameisen ihre Kinder sind. Darum auch wagen sie nicht, das Geringste gegen den Willen der Königin zu unternehmen, auch der Staatsrat nicht. Wäre die Königin nicht selbst in die Versammlung getreten, so wäre unsere Botschaft sicher glücklich abgelaufen, und ohne Zweifel hat eine von den Jüngeren die Königin herbeigerufen.“

Re stimmte der Statthalterin bei. „Aber, warf sie ein, die Königin hat keine Flügel, wenigstens habe ich keine an ihr bemerkt.“

„Ganz richtig. Denn, bevor die Königin sich in die Erde hineingräbt, bricht sie sich selbst die Flügel ab, und

schwört fortan, nur noch für ihre Kinder und ihr Volk zu leben. Nie wieder wird sie sich in die Luft erheben, sie will sein wie wir selbst, die ohne Flügel geboren werden.“

„Ich mag lieber eine richtige Ameise ohne Flügel sein. Gehe ich nicht vom Boden aus ebensogut die Sonne und den Himmel, und viel lieber will ich im schönen Sonnenschein herumlaufen in Gefahr und Abenteuer, als wie die arme Königin das ganze Jahr in der Erde verbringen. Aber wäre es nicht gut, wenn wir bis zu jenem Tage warteten, an dem die Prinzessinnen aufsteigen? Sicher würden wir eine finden von den Vielen, die im Begriff wäre, ein neues Volk zu gründen. Wir würden sie in der Erdbeerkolonie aufnehmen und hätten ohne jeden Kampf eine Königin.“

„Es könnte wohl sein,“ entgegnete die Statthalterin, „daß wir eine solche Prinzessin fänden, aber diese Zeit ist für uns noch nicht da, und wollten wir darauf warten, so würde es zu spät. Andere Ameisen dagegen, so zum Beispiel die kleinen gelben, mit denen wir im vergangenen Jahr in beständigem Kampfe lagen, flogen schon um diese Zeit aus.“

Sie wohnten ganz in unserer Nähe, und so kam es, daß viele dieser Prinzessinnen gerade auf unser Nest fielen, und wir haben sie alle getötet.“

Ne schaute ihre Begleiterin erschreckt an. „Ihr habt die armen Prinzessinnen getötet?“

„Es waren Feinde, und bald kam es auch zu einer großen Schlacht, weil sie versuchten, ins Erdbeerland vorzubringen. Wir haben das ganze Nest erobert und alle mitsamt ihrer Königin getötet.“

Re konnte nicht begreifen, warum man so viel Blut vergießen mußte.

„Man sieht,“ erwiderte die Statthalterin, „daß du kein Soldat bist. Meinst du, wenn wir von deinen neuen Freunden eine Königin erhalten, so wird die Freundschaft der Erdbeerkolonie mit den unsrigen ewig dauern?“

„Man sieht, daß du ein Soldat bist,“ erwiderte Re heftig. „Dafür werde ich sorgen, niemals werde ich dulden, daß Feindschaft zwischen diesen Völkern entsteht, sonst möchte ich den heutigen Weg lieber gar nicht gemacht haben.“

Die Statthalterin lächelte und beruhigte sie. „An mir soll es nicht liegen, und im übrigen müssen wir erst unseren Plan verwirklichen. Aber wie kommt es, daß Iffi noch nicht zurückgekehrt ist?“

Sie traten hinaus ins Freie und hielten Ausschau. „Sie kann noch immer kommen,“ fügte die Statthalterin hinzu.

„So will ich dich noch eins fragen,“ bat Re. „Wie kommt es, daß in den Nestern außer der Königin noch andere ungeflügelte Prinzessinnen leben, die keine Königinnen sind.“

„Das sind solche Prinzessinnen, die nach dem Hochzeitsflug auf ihr Nest zurückfielen oder in der Nähe aufgefunden wurden. Sie bleiben dann gern im warmen und sicheren Heim und werden vielleicht einmal Königinnen, zum Beispiel, wenn die wirkliche Königin stirbt.“

Inzwischen war die Sonne hinter die Bäume gesunken, und noch immer war die Pfadsucherin nicht zurückgekehrt.

„Es ist ihr etwas zugestoßen,“ sagte die Statthal-

terin, „wir müssen unseren Weg nun allein zu finden suchen, sonst kommen wir vor Anbruch der Nacht nicht zu deinen Freunden.

Re stimmte ihr bei, und sie drangen vorsichtig durch das Schollengewirr vor. Anfangs hatten sie die Spur ihrer Vorgängerin, aber bald schien sie zu sehr nach der Seite abzuschweifen, und so verließen sie die Spur wieder.

Der Weg war beschwerlich und anstrengend, immer hinauf und hinab, und die Statthalterin ermüdete rasch. Immer kürzer wurde die Zeit des Vordringens und immer länger die des Ausruhens.

Nun waren sie schon zwei Stunden so gegangen, ohne auf die Straße zu stoßen, und Re meinte, sie müßten sie schon lange erreicht haben.

„Befand sich denn die Straße im Walde selbst?“ fragte die Statthalterin, und als Re bejahte, blieb sie entschlossen stehen. „So ist es ganz umsonst, noch einen Schritt voran zu tun, denn jedenfalls ist die Straße mit- samt dem ganzen Stück Land umgegraben worden.“

Re wollte die Hoffnung nicht aufgeben und schüttelte den Kopf. „Wir müssen sie finden, koste es, was es wolle. Wir wollen nach einem Versteck für die Nacht suchen. Da magst du bleiben, und ich werde allein weitergehen, damit wir keine Zeit verlieren. Ich sehe wohl, daß wir heute doch die Stadt nicht mehr erreichen.“

Die Statthalterin war damit einverstanden, und bald fand sich ein verwelktes Blatt, das durch irgend einen Zufall zusammengerollt war. Sie tauschten ihre Vorräte aus, und Re trat wieder ins Freie, wo die Dämmerung bereits die Herrschaft angetreten hatte. Es

fröstelte sie, und müde war sie auch, aber sie hätte doch nicht ruhen können. Spätestens bei Tagesanbruch sollte sie wieder bei der Statthalterin sein.

„Jetzt muß ich auf die Straße stoßen!“ sagte sie sich immer wieder, „gleich wird sie da vor mir liegen, diese schnurgerade Allee!“ Aber wenn sie glaubte, sie zu sehen, und mit klopfendem Herzen hinlief, so war es eine Furche in den Schollen oder ein Strohalm, der am Boden lag. Eben war sie im Begriff, einer solchen Falte zu folgen, als im unsicheren Licht ein gespenstischer Schatten auftauchte, von dem sie nicht viel mehr gewahrte, als hohe dünne Stelzen, die sich im Mondlicht regten. Ein grober viereckiger Klotz hing zwischen diesen Stelzen, wie an Schnüren aufgehängt. Es war eine der gefürchteten langbeinigen Spinnen, von denen Re genug wußte.

Augenblicklich blieb sie stehen und drückte sich lautlos an den Erdboden, während sie die Beine anzog. Sie lag da, als wäre sie tot. Aber die Spinne beachtete die kleine Ameise nicht, denn ohne sich bei ihr aufzuhalten, schritt sie über die vermeintliche Leiche hinweg.

Re wartete eine gute Weile, bis sie sicher sein konnte, daß der Wegelagerer weit fort war, und dankte ihm lachend für ihr Leben. Aber wenn auch ihr Herz durch dieses Abenteuer nicht furchtsam geworden war, so wünschte sie sich nun doch mit immer heißerer Hoffnung, sie möchte die Straße erreichen. Statt dessen fand sie sich plötzlich am Ende des Schollenfelds, und ein glatter, sauberer Boden breitete sich vor ihren Füßen aus. Wie das gut tat nach dem ewigen Auf und Ab! Sie merkte sich sorgfältig die Stelle, wo sie aus den Schollen hervorgetreten war, und eilte mit letzter Erwartung voran, entschlossen umzukehren, wenn das Gebiet der Schollen

wieder beginnen würde. Aber die Bahn vor ihr blieb glatt, nur hier und da stand im blassen Mondlicht ein Pflänzlein, einmal rechts von ihr, einmal links von ihr. Als sie sich durstig fühlte, trat sie heran und schlürfte einen Tropfen, den sie von fern auf einem Blatt hatte leuchten sehen. Aber gleich mußte sie weitergehen, denn so wie sie nicht in Bewegung blieb, machte der kalte Nebel sich fühlbar, der vor dem Mond herschwärmte, und die Glieder steif machte. Um wieder warm zu werden, lief sie mit doppelter Eile und vertraute auf ihre Schnelligkeit für den Fall, daß sie angegriffen würde. Aber es passierte ihr doch, daß sie an eine weiße Schnecke anstieß und sich das Gesicht beschmutzte. Rasch waren die Fühlhörner gereinigt und das Mäulchen gepuht, die Schnecke schien sich am meisten erschreckt zu haben.

Wieder ging es weiter. Ke hatte ganz das Gefühl für die Entfernung verloren, die hinter ihr lag. Nun hielt sie hart an. Das war die Straße. Es war kein Zweifel, eine schöne, saubere Straße dehnte sich vor ihr aus, zwar nicht das Stück, das sie kannte, aber vielleicht hatte sie einen Umweg gemacht, oder dies war eine andere Straße, denn jedes Nest pflegt ja mehrere Straßen zu besitzen.

Ke weinte vor Glück. Die Entdeckung beflügelte ihre Kraft und ihre Hoffnung. Der Gedanke, bald in der guten Wärme einer traulichen Kammer sich auszuruhen, verdoppelte ihren Lauf, und wirklich tauchte bald ein hohes Gemäuer in unsicheren Umrissen aus dem Dunkel auf. Hohes Gras wuchs ringsum. Gewiß betrat sie heute das Nest ihrer Freunde von einer unbekannten Seite her. Es war ihr nie so düster und steil erschienen, und einer schwarzen Wand dahinter, die jedenfalls von

einer Reihe dichter Bäume gebildet war, konnte sie sich gar nicht entsinnen.

Aber sie war so müde und hungrig, dazu halb erfroren, daß ihr keine weiteren Bedenken kamen, und ohne Besinnen betrat sie den ersten Eingang, der sich ihr bot.

Es waren keine Wächter da. Die hatten sich wohl vor der Kälte tiefer ins Innere zurückgezogen. Unsicher tastend ging sie voran. Sie kam an einigen Ameisen vorüber, die in den riesigen Gängen zu schlafen schienen. Ihr Zeichen wurde nicht beachtet, während es sonst stets erwidert zu werden pflegt. Nun glaubte sie zu hören, wie man hinter ihr her sprach und ihr nachging. Und plötzlich trat ihr ein so ausgesprochen fremder Geruch entgegen, daß sie schauernd stehen blieb, und in einem einzigen Augenblick kam ihr die grausige Erkenntnis, daß sie in einem fremden Nest war. Darauf deutete auch die Höhe der Gänge, ja der allgemeine Eindruck des Ganzen hätte es ihr eigentlich schon von außen verraten müssen. Aber sie hatte halb betäubt vor Kälte die letzte Strecke fast empfindungslos zurückgelegt, sodaß ihr Einzelheiten wohl auffallen konnten, während ihr die innere Kraft abging, sich Rechenschaft von deren Bedeutung zu geben.

In der Verwirrung war Res erster Gedanke, umzukehren. Aber hinter ihr wurde es lebendig, und sie hörte argwöhnische Schritte; also stürzte sie, von einer Todesangst ergriffen, die ihr einem anderen Feind gegenüber fremd gewesen wäre, blindlings den Gang hinunter, an unförmigen Massen vorüber, die schwerfällig nach ihr tasteten und bei der Berührung zusammen-

fuhren und zurückprallten, als verbreitete sie den Tod. Und hinter ihr schwoll die Meute erschreckend an.

Re hatte alle Besinnung verloren. Statt zu versuchen, einen anderen Ausgang ins Freie zu gewinnen, flüchtete sie im Gegenteil nach immer tieferen Lagen des Nestes hinab, nahm aufs Geradewohl den offenen Weg, und nur der Weite der Gänge war es zu danken, daß sie bisher nicht ergriffen worden war. Dabei bedachte sie auch nicht, daß sie besser daran getan hätte, still zu bleiben und ihre Fühler unbenuzt zu lassen. Vielmehr rief sie in ihrer Angst laut um Hilfe, und ihre Fühler trommelten bittend an jedermann, dem sie auf ihrer hastigen Flucht begegnete.

Schon begann die ganze Stadt in Aufregung zu geraten, ein dumpfes Dröhnen klang aus den Sälen, wie von Glocken, und verstörtes Volk sperrte die Wege. Da hörte Re durch allen Trubel und fremden Lärm hindurch deutlich eine Antwort in ihrer Sprache: „Komm hierher, komm hierher!“

Sie wußte nicht, ob es eine Vortäuschung ihrer Todesangst war. Noch einmal brach sie sich Bahn, wandte sich nach der Seite, woher der Ruf erklungen war, und rief erneut um Hilfe. Da hörte sie die Stimme ganz nah. Freundliche Fühler streichelten zitternd ihr toderhitztes Gesicht, und sie fühlte sich in eine Kammer gezogen.

„Wo kommst du her?“ fragte es hastig flüsternd.

„Ich habe mich verirrt, hilf mir,“ gab Re zurück, „wer du auch seist, rette mich!“ Dann stürzte sie völlig entkräftet nieder.

„Stelle dich tot,“ erwiderte die Stimme, eine zarte, weiche Stimme, die Re in ihrer Ohnmacht als etwas

so Gütiges, so Hilfsbereites und Beruhigendes erschien, daß sie sich ganz getröstet und geborgen fühlte. Sie verspürte nur noch, wie sie aufgehoben wurde, und fühlte sich durch eine Menge getragen, die in unverständlichen, wirren Lauten tobte. Langsam verhallten sie. Dann spürte sie den kalten Hauch der Nachtlust um sich und fuhr fröstelnd zusammen. Von diesem Frösteln erwachte sie, eben als ihre Retterin sie auf den Boden gleiten ließ.

„Du hast mich gerettet,“ sagte Re, „wie soll ich dir danken? Wer bist du, und woher kennst du mich?“

„Wir stammen aus dem gleichen Volk,“ erwiderte es behebend, „ich bin geraubt worden und mein Volk wurde getötet. Du magst die einzig Ueberlebende sein, die noch heimatlos umherschweift. Aber nun flieh’ eilig, damit ich nicht für dich büßen muß.“

Aber Re sprang auf und hielt die Gestalt fest. „Wo bin ich?“ fragte sie in äußerster Spannung, denn sie war fest überzeugt, vor Nala zu stehen.

„Still, still, du bist in der Riesenburg. Laß mich los, du Arme. Laß es dir gut gehen, ade!“ und sie riß sich mit Gewalt los.

„So versprich, jede Nacht um diese Zeit hier nach mir zu schauen. Ich werde dich hier erwarten.“

„Still — still,“ klang es zurück, und die Gestalt verschwand im Eingang.

Und Re, die eben noch der entsetzlichen Gefahr glücklich entronnen war, fühlte sich plötzlich von solcher Leidenschaft und so hoffnungsloser Angst ergriffen, daß sie ihr nachstürmte, ja ein Stück in den Gang hinein, und immer ihren Namen rief: Nala! Nala! haßte es zurück und Re wußte nicht, ob sie es gehört hatte.

In ihre Angst mischte sich aber nun ein unbeschreibliches Glücksgefühl. Nala lebte, sie selbst war von ihr berührt und getragen worden, sie hatte zu ihr gesprochen und sie getröstet.

„Hättest du solch ein Glück erwartet,“ sprach sie zu sich selbst, „vor wenig Augenblicken noch, als du in Todesangst dem Tod entgegenflohst?“

Und Ke dankte mit Tränen dem Schicksal, das sie in Irre und Schrecken geführt hatte.

Achtes Kapitel.

Mit Nala war es in der verflossenen Zeit seltsam gegangen. Als sie sich damals von den starken Bangen des Räubers erfaßt fühlte, erwartete sie nichts anderes als den letzten Schmerz und versuchte nicht, sich zur Wehr zu setzen. Es schien ihr zweifellos, daß Ke bereits getötet sei. Nachdem aber einige Zeit vergangen war, und ihr weiter nichts geschah, als daß sie hin und her geschüttelt wurde und nur bisweilen ein wenig anstieß, fragte sie sich mit Bangen, was mit ihr vorging und was sie wohl erwarten mußte. Vielleicht sollte sie gemartert oder aufgefressen werden. Wie sollte sie sich wehren? Kes leidenschaftliche Rufe drangen nicht bis zu ihr hin.

Indessen nahm sie sich vor, mit List ihren Vorteil wahrzunehmen und vorläufig sich zu stellen, als wenn sie tot sei. Vielleicht warf man sie dann samt dem Puppensack auf den Abfallhaufen, und sie konnte entfliehen. Als sie daher nach einer Weile hingelegt wurde und quer in allerlei übereinandergeworfenes Zeug zu liegen kam, verhielt sie sich unbeweglich. Es dauerte auch nicht lange, so wurde sie wieder hervorgeholt und sollte eben fortgetragen werden, als man auf die Oeffnung im Säckchen aufmerksam wurde. Sie ließ sich hervorziehen, ohne auch nur eine Miene zu einer Bewegung zu machen. Mit überkreuzten Beinen und eng angelegten Fühlern lag

sie da, und die umstehenden Ameisen glaubten anfangs, sie sei während des Ueberfalls verletzt und getödtet worden. Allgemeines Staunen erweckte auch die Beobachtung, daß die feine Haut um die Glieder herum fehlte und die Tönung des Körpers bräunlich und gar nicht so zart war, wie sie bei den ausgeschlüpften zu sein pflegt. Bald wurde sie umgedreht und von allen Seiten befühlt. Das kitzelte sie aber abscheulich, und lange konnte sie die Rolle einer Toten nicht spielen. Sie blinzelte ein wenig durch die Augen und fühlte sich doch wenigstens einigermaßen beruhigt, als sie keinen der Riesen in ihrer Nähe gewahrte. Um sie herum stand eine seltsame Versammlung schwarzer, gelber und brauner Ameisen, manche mit grauer, andere mit röttlicherer Tönung auf Brust und Rücken, große und kleine der verschiedensten Arten mit kurzen oder langen Zwischenstücken in der Einschnürung, mit und ohne Dorn auf dem Rücken. Kurz, es wimmelte von den allerverschiedensten Ameisen, von denen man hätte glauben sollen, daß sie sich anfallen und gegenseitig in Stücke reißen würden. Dabei sprachen sie eine für Nala unverständliche Sprache.

Gerade deshalb widerstand sie glücklicherweise der Versuchung, sich zu erkennen zu geben, tappte plötzlich aufs Geradewohl in die Luft und kroch dann auf eine Ecke des Zimmers zu. Etliche versuchten, sie zurückzuziehen, zwickten sie auch mit den Zangen recht ernstlich, weil sie das Gefühl nicht loswerden konnten, daß dies ein Eindringling sei. Aber Nala setzte sich nicht zur Wehr, sondern kroch nur vorsichtig weiter. Infolgedessen legten sich andere ins Mittel, eine mitleidige Seele begann Nala zu lecken und zu bürsten, und bald war bei der unendlichen Arbeit, die dieser Tag mit sich brachte,

vergeffen, unter was für feltfamen Zufällen fie in das Neft gekommen war.

Man machte auch weiter keine Umftände mit ihr und gab ihr einen Kameraden in Geftalt eines langen rötlichen Tolpatschs, der fich noch nicht einmal auf den Beinen aufrecht halten konnte. Der ganze Geruch des Baues war ihr widerlich, und dieses kleine rote Scheufal mit dem feltfamen Dorn, deffen Korfett fo lang und fo dick war wie ein Bein, gefiel Nala gar nicht, umfoweniger, als fie ja schon einen echten Kameraden hatte. Aber das alles half ihr nicht. Sie mußte thun, als sei fie fo unbeholfen und unwiffend wie ein eben ausgefrohenes Ameifchen, man tat die beiden zufammen und überließ fie fich felbft in der Ecke hinter einem Haufen Puppen. Als fie fich unbemerkt jah, rückte fie leife von dem häßlichen Gefellen ab, drückte fich an den Boden nieder und weinte ftill vor fich hin. Sie dachte an Re und an die glückliche Kammer, in der fie geboren waren, und wünfchte lieber, mit Re gestorben zu fein.

Das feltfame Treiben um fie her beängftigte fie fehr, und Furcht und Abfcheu kämpften in ihr. Sie wagte nicht, laut ihr Leid zu klagen, aber im Stillen zählte fie fich ihr Unglück vor, und wenn fie einen Blick auf die fchlafende Mißgeftalt neben fich warf, fo verfank alle Lebenshoffnung, die eben erwachen wollte. Hatte fie nicht Re verprochen, ihr die Treue zu halten? Und nun war fie an ein Scheufal gefeffelt, das nicht einmal fchwarz war, an ein rotes Krebsbein, das einen Stachel zwifchen Bruft und Leib trug. Dabei mußte fie noch froh fein, mit dem Leben davongefommen zu fein.

Allmählich wurde fie ruhiger und begann fich umzuschauen. Sie wußte ja noch immer nicht genau, wo

sie eigentlich war. Denn noch hatte sie keinen der räuberischen Herren dieser Stadt zu Gesicht bekommen, und sie verstand nicht, wie sie unter so vielgestaltige Gesellschaft gekommen war. Sie horchte eine Weile auf das dumpfe Summen, das von der ungeheuren Menge redender, rufender und laufender Genossen durch den Bau drang, im Grunde ein beruhigendes Summen der Zufriedenheit, das auch sie zuversichtlich stimmte. So kroch sie denn vorsichtig aus ihrem Versteck hervor, überkletterte den Berg von Puppen, der vor ihr aufgeschüttet war, und rollte auf der anderen Seite hinunter, da sie sich nicht genug festgehalten hatte. Sogleich kam eine kleine schwarze Ameise herbeigelaufen, die sie aufhob und sich ihrer annahm, als wäre Nala ein ganz ungeschicktes Geschöpf. Sie gab ihr Nahrung, und Nala erwiderte die Zärtlichkeit ihrer Fühler, so wie sie selbst es wahrnahm.

Als sie aber weiter gehen wollte, hielt die kleine Ameise, die viel stärker als Nala war, sie fest und zog sie mit aller Entschiedenheit am Bein wieder zurück. Dann wurde sie voller Zärtlichkeit aufs neue neben ihren Kameraden gebettet, und ein zweiter Versuch, sich aus der Kammer zu stehlen, gelang nicht besser, so daß sie es aufgab und über neuen Tränen selbst einschlief.

Mit der Zeit lernte Nala die Sprache ihrer Umgebung, was ihr nicht schwer fiel, da sie nichts anderes zu hören bekam. In ihrem Saal war sie nunmehr zusammen mit lauter jungen Ameisen unter der Aufsicht jener kleinen Schwarzen. Sie spielten und tollten, als ob ihnen nie etwas angetan worden wäre. Wie sollten sie auch wissen, daß sie geraubte Kinder waren, da sie doch ohne ihr Wissen fortgeschleppt worden waren, wäh-

rend des tiefen Puppenschlafs, den kein Laut und kein Schütteln zu unterbrechen vermag! Auch unter diesen Jungen waren die verschiedensten Arten vertreten, und ein jedes hatte seinen Kameraden.

Nalas aufgezwungener Kamerad war allmählich aus seiner Unbeholfenheit erwacht und entwickelte sich zu einem rechten Raufbold; immer wollte er mit Nala spielen, kniff und zerrte sie, wo immer sich Gelegenheit gab, und fiel ihr recht zur Last, weil sie für ihn zu sorgen hatte und ihn zugleich nicht leiden mochte. Aber es war ein lustiges Treiben um sie her, und oft fühlte sie sich im allgemeinen Frohsinn fröhlich mitgerissen. Die ausgelassene Lustigkeit der Ahnungslosen verführte sie, und dann war sie es, die am wildesten tobte. Ein anderes Mal fiel ihr ihre Gefangenschaft weh auf die Seele, und sie weinte in der Stille. Sie hatte es durchgesehen, daß ihr Kamerad sie Nala nannte, und so nahmen auch die anderen den Namen an.

In der weit angelegten Burg war ihnen nichts verboten. Bald tummelten sie sich in den nächst gelegenen Gängen und kamen von ungefähr weiter und weiter. Eines der beliebtesten Spiele war, von einer bestimmten Stelle aus auf verschiedenen Seiten einen Weg zu irgend einem ausgemachten Punkt zu suchen, wobei es galt, Abkürzungsgänge ausfindig zu machen, und zwar alles so rasch als möglich, um zuerst am Ziel zu sein. Oder Geko, so hieß Nalas Kamerad, mußte sich mit den Vorderbeinen an der Decke des hohen Ganges anklammern und Nala schaukelte an seinem letzten Beinpaar hin und her. Das war ihr liebstes Spiel, weil sie dabei ganz für sich sein konnte. Ließ sich Geko los, so fiel sie allerdings hin und dann gab es jedesmal Streit.

Auf ihren Kreuz- und Querzügen machten sie auch mit den höheren Stockwerken Bekanntschaft und sahen die großen gefährlichen Besitzer. Das erste Mal, als Nala einen solchen gewahr wurde, stürzte sie vor Schreck nieder und wollte vor Todesangst davonlaufen. Die Genossen aber, die an ein Spiel glaubten, hielten sie fest und ließen den Riesen ruhig vorbei. Der war sogar gutmütig genug, dem balgenden Haufen auszuweichen, und ein paar Schritte weiter blieb er gar stehen und putzte sich in aller Gemütlichkeit die Fühler. „Das ist ja der alte Zappelmann,“ sagte eine hinter ihm drein. „Schau, schon zappelt er wieder mit den Beinen, weil er die Bicht hat. Manchmal redet er laut mit sich selbst, und er kann alte Geschichten erzählen. Er gehört zu den angesehensten Herren, ohne ihn beschließen sie nichts.“

„Er sieht abscheulich aus,“ sagte Nala.

„O nein,“ meinten die andern, „er ist immer sehr freundlich, aber er ist sehr alt.“

„Und wenn er träumt,“ sagte die erste wieder, „so müssen sie ihn manchmal festhalten, so schreit und tobt er, und er kann die Zukunft lesen.“

Langsam verlor zwar Nala ihre Scheu, immer aber kam ein unwillkürliches Zittern sie an, wenn sie plötzlich den großen Kopf mit den furchtbaren Zangen in einer Gangbiegung auftauchen sah, so wie es ihr am ersten Tag geschehen war.

Uebrigens kamen die seltsamsten Vorfälle mit diesen Herrschaften vor, die sonst so gutmütig waren. Einmal erlebte Nala, wie eines von ihnen laut schreiend durch die Stadt lief und sich wälzte, als ob es gebissen werde; ein anderes Mal war einer wahnsinnig geworden und hatte mehreren schwarzen Ameisen den Kopf abgerissen,

so daß er von seinesgleichen festgehalten werden mußte, bis er sich wieder beruhigt hatte. Ueberhaupt hatten diejenigen, die die nähere Bedienung zu versehen hatten, manches zu erzählen davon, wie einzelne irr redeten oder in Schwermut verfielen, im Schlaf stöhnten oder die seltsamsten Reden führten. Das käme vom Nichtstun, sagten sie, denn die Herrschaften gingen weder auf die Jagd noch arbeiteten sie im Haus. Stundenlang konnten sie auf demselben Fleck stehen und ein Loch in die Luft gucken. Wenn sie dann aber plötzlich ihre Kiefer zuzuschnappen ließen, daß es knackte, so ging es jedem durch Mark und Bein. Trotzdem waren die Pflegerinnen stolz auf ihre großen Puppen, die sie mit aller Liebe aufzogen. Und so lange sie klein waren, fehlte es den Herrschaften auch nicht an Anhänglichkeit.

Eigentlich hatte Nala erwartet, daß sie mißhandelt und gar geschlagen oder getötet würde. Denn sie war wie eine Sklavin geraubt und zur Dienerin bestellt worden. Statt dessen herrschte nun ein ebenso lustiges Treiben und fröhliche Arbeitsamkeit, als wenn alles Brüder und Schwestern gewesen wären, und sie selbst wurde auch nicht als Ausnahme angesehen. Nur die Räuber selbst taten nichts als träge herumstehen oder schlafen, ließen sich von den Dienerinnen pflegen und füttern, und schienen in tiefem Sinnen die Zeit zu vergessen. Selten daß einmal einer von ihnen ins Freie stieg und Umschau hielt.

Bald fand Nala sehr viele Ameisen von ihrem Volke, die waren wie sie selbst, aber keine von ihnen schien etwas davon zu wissen, daß sie geraubt und einem schöneren Schicksal entrisen war. Langsam gewöhnte sie sich auch an ihren Spielfkameraden, der im Grunde ein gutmütiger

aber etwas hitziger Bursche war. Wenn sie an Ne dachte, so kam es vor, daß sie sehr böse zu dem Gesellen war und ihn von sich stieß.

„Warum bist du garstig mit mir?“ fragte er dann. „Du bist doch mein Kamerad.“

„Nein, ich bin dein Kamerad nicht,“ erwiderte dann Nala, „ich habe einen Kameraden, der schwarz ist und keinen häßlichen Dorn auf dem Rücken hat.“

„Was? Du machst wohl Spaß? Du bist nur neidisch, weil du keinen Dorn hast. Die hohen Herrschaften haben auch einen Dorn.“

„Rechne dich nur zu ihnen,“ erwiderte Nala boshaft, „die haben uns alle miteinander gestohlen.“

Nun wurde der rötliche Ungeschied traurig, ließ Nala stehen und weinte in einer Ecke vor sich hin. Das kam öfter vor, und die beiden hießen deswegen immer nur die „schlechten Kameraden“. Gewöhnlich tat es ihr aber bald wieder leid, ihm wehgetan zu haben, so daß sie zu ihm hinging, ihn streichelte und ihm zuredete, bis er wieder lustig wurde.

Eines Tages brach eine geheimnisvolle Aufregung im ganzen Bau aus. Die hohen Herrschaften liefen in den Gängen auf und ab, als wären sie plötzlich aus ihrem stumpfen Sinnen erwacht, ließen sich von ihren Dienerinnen herrichten und probierten mit besonderer Aufmerksamkeit ihre starken Kieferzangen, so daß man im ganzen Stock ein unheimliches Knacken und Bezen hörte. Sie hatten völlig das gutmütig verschlafene Gesicht abgelegt, das sie sonst zur Schau trugen, und ihre Laufübungen durch Gänge und Kammern brachten manchen lustigen Zusammenstoß, wenn sie ihre Dienerschaft dabei über den Haufen rannten.

Nala und ihr Kamerad wagten sich in dieser Zeit kaum aus ihrer Ecke hervor, denn nun erkannte Nala die Räuber wieder, so wie sie sie von jenem schrecklichen Kampftag her in Erinnerung hatte. Gelo machte sich heimlich über sie lustig, trotzdem er nicht weniger voll Angst war wie sein Kamerad.

„Sie sind doch schrecklich dumm,“ sagte er zu Nala, „von so dummen Riesen würde ich mich schon nicht haben stehlen lassen. Sieh nur, was für ernste Gesichter sie schneiden, während sie ihre unnötigen Sprünge machen. Man sollte meinen, die hochweisen Herrschaften wären in eine Herde Böcke verwandelt.“

„Ich glaube, du dächtest anders,“ verwies ihn Nala, „wenn du dich erst einmal angefallen sähest.“

Gelo lachte. „Ich? Die Dummheit frißt allerdings gewöhnlich am raschesten und gründlichsten, aber ein kluger Kopf hat es schon manchmal dahin gebracht, daß die Dummheit sich selbst für ihn geschlachtet und nach Möglichkeit appetitlich präsentiert hat.“

Nala schwieg nur.

Nachdem es ein paar Stunden so geblieben war, verließen um die heißeste Mittagszeit alle erwachsenen Riesen die Burg. Nur die ältesten Dienerinnen durften ihnen ein Stück Wegs das Geleite geben. Die andern wurden aufs Strengste in den Kammern zusammengehalten, und auch die kleine schwarze Aufseherin in Nalas Abteilung versammelte alle um sich und erzählte Geschichten, so vom grimmigen Maulwurf, dessen Nahen man in unterirdischem Gepolter hört, bis plötzlich ein Bittern und Beben die Wände ergreift, ein paar gewaltsame Stöße den ganzen Bau erschüttern und dann von unten her ein höllenschwarzes Ungetüm in das bröselnde

Haus hüpfen und die Brut verschlingt. Die Kleinen horchten gespannt und andächtig, und immer wußte sie neue Geschichten. Nur Nala wollte nichts hören.

„Freut ihr euch auch?“ begann sie etwas Neues.

„Daß die Herrschaften fort sind?“ fragte zur Entgegnung Nala.

„Nein,“ gab die Aufseherin zurück, „aber ihr wißt doch, daß sie in kurzem wiederkommen und einen ganzen Haufen junge Puppen mitbringen, soviel, wie ihr noch nie beisammen gesehen habt. Dann bekommt jedes von euch so ein kleines Wesen, das ihr pflegen und erziehen dürft, denn ihr seid jetzt alt genug dazu.“

Alle Umstehenden lachten erwartungsvoll und freuten sich auf die lebendigen Püppchen.

Nur Nala sagte laut und trotzig: „Ich will keines von den gestohlenen Kindern haben.“

„Wie?“ rief die Aufseherin. „Wer hat das gesagt?“

„Ich,“ entgegnete Nala und trat vor sie hin, „ich will an gestohlenem Gut nicht teilhaben.“

„Du schämst dich nicht, Nala, etwas so häßliches zu sagen?“ Nala wurde rot, aber nicht vor Scham.

„Ich kann nichts dafür, daß es häßlich ist, aber die Wahrheit ist es. Wir alle, die wir hier stehen, sind zusammengestohlene Kinder.“

Nun mußte die Aufseherin doch lachen. „So eine dumme Ameise! Weißt du denn nicht, daß die guten Herrschaften ausziehen und die armen Püppchen auflesen, die von ihren eigenen Ameisen im Stich gelassen werden. Sie müßten alle zu Grund gehen, wenn sie nicht von ihnen aufgehoben und ins Haus getragen würden. Ihr alle, und ich ebenso, wir wären längst in der Sonne verschnarcht, im Regen ertrunken oder von

Räfern und Spinnen verschlungen, wenn wir nicht von den barmherzigen Herrschaften aufgenommen worden wären, und wir wollen ihnen dankbar sein, daß sie uns errettet haben.“

Alle kleinen Zimmergenossen Malas blickten mit Verachtung in ihr Gesicht, während bei ihr der Zorn sich zu regen begann.

„Wer hat dir denn dieses Märchen erzählt?“ fragte sie gereizt.

Aber die Aufseherin hatte keine Lust, sich mit so einem Bösewicht zu zanken. „Kommt ihr andern,“ erwiderte sie und stand auf, „laßt sie allein, sie ist nicht recht gecheit. Vielleicht wird ihr der Verstand kommen, wenn sie ihre frechen Lügen bereut. Uebrigens, Mala, werde ich es melden, was du da gesagt hast. Denn für eine Ameise gibt es nichts Häßlicheres als Undankbarkeit. Die Herrschaften werden dir schon sagen, wo sie die Püppchen her haben.“

Mala zitterte vor Erregung, und alle Vorsicht war vor diesem Schimpf vergessen.

„Eine frechere Lüge ist noch nie ausgesprochen worden,“ warf sie gehässig zurück. „So sag’ mir doch, ob sie die großen spitzen Zangen zum Auflesen von hilflosen Puppen brauchen oder zum Morden? Ich weiß genau, daß deine biedereren Herrschaften in die Nester der friedlichen Ameisen eindringen, die Großen töten und die Puppen rauben. Freche Räuber sind es, weiter nichts, und noch einmal, ich will nichts von ihrem grausamen Fang haben.“

Entstellt von Haß und Empörung stand sie da, während sie von allen Seiten ungläubig und verächtlich angestarrt wurde. „Ja,“ schrie sie, „ihr alle seid aus euren

rechtmäßigen Nestern gestohlen worden, ich auch, ich habe es gesehen, wie sie mein ganzes Volk ermordet haben, die Elenden!“

Dann aber brach sie schluchzend am Boden nieder, und die andern gingen alle an ihr vorbei und sagten „Häßliche Lügnerin“, oder sie gaben ihr einen Stoß.

Nur ihr Kamerad, der röttliche Geselle, blieb bei ihr, um sie zu trösten. Aber sie stieß ihn von sich. „Sag' es doch auch,“ fuhr sie ihn an, „daß ich eine gemeine Lügnerin bin.“

„Nein, du bist keine Lügnerin. Ich habe noch nie gesehen, daß du gelogen hättest, und ich würde es niemals von dir glauben. Aber sicher hast du dich geirrt, oder es hat dir irgend jemand diese Dinge erzählt, um dich anzuführen und zu ärgern.“

Nala schüttelte den Kopf. „Wenn ich dir sage, daß ich es mit eigenen Augen gesehen habe!“

„So hast du geträumt, Nala. Man träumt leicht komische Sachen und oft auch furchtbar blutige Geschichten, so daß man sie hinterher nicht wieder vergessen kann. Man weiß dann nicht mehr, was Wirklichkeit und was Traum ist.“

Nala sah ein, daß sie nirgends Glauben finden würde und schwieg verbittert. Die Sehnsucht nach den wenigen schönen Stunden, die sie mit Ke in ihrer Heimat zusammen gewesen war, machte ihr das Herz so schwer, daß sie nicht aufhören konnte zu weinen. Ja, sie hatte sich noch nicht beruhigt, als schon die ersten Sklavenjäger mit den niedlichen gelben Püppchen im Saal erschienen.

Von oben bis unten verstaubt und erhitzt kamen sie an, und jeder Einzelne legte ein Päckchen nieder, mit lautem Frohlocken von dem umstehenden Dienervolk be-

grüßt. Bald hatte jede Wärterin ihr Püppchen und schleppte es davon, um es durch Gänge und Säle an warme Stellen, und von dort wieder an wärmere und trockenere zu tragen, und alle lachten und waren fröhlich.

Nur Nala hatte sich nicht umgewandt, so oft auch ihr struppiger Geselle an ihr zerrte und in sie drang, sie wollten gemeinsam eines der Kleinen in Pflege nehmen.

„Sieh' dir einmal die Zangen der feinen Herrschaften an,“ lachte sie höhnisch auf, „ob sie nicht blutig sind.“ Damit schickte sie ihn fort. Nach einiger Zeit aber war er wieder da und legte sich neben sie hin ohne ein Wort zu sagen.

„Nun, was willst du wieder?“ fragte sie mürrisch.

„Es ist wahr,“ erwiderte er leise, „die meisten haben Blut an den Zangen, und ich habe auch Verwundete und Sterbende gesehen, aber wir dürfen nichts sagen.“

„Warum?“

„Weil sie uns sonst töten. Und wenn sie unser Volk doch ausgerottet haben, so haben wir keine Hoffnung, jemals wieder zu den Unsrigen zurückzukehren.“

Wie recht Geko mit seiner Warnung hatte, sollte sich bald erweisen. Entweder hatte die Aufseherin wirklich berichtet, was Nala gesagt hatte, oder auf irgend eine andere Weise war dem alten Zappelmann etwas davon zu Ohren gekommen. Denn, während sie beisammen standen, kam er in die Kammer, ließ sich Nala zeigen und ging wieder hinaus, nachdem er einige Male den dicken Kopf geschüttelt hatte.

Beide, Nala und Geko wurden sehr bestürzt. Was sollte mit ihnen geschehen? Es war zu erwarten, daß die Herren sich nicht ohne weiteres die Wahrheit würden ge-

fallen lassen. Geko verstand gut die Angst und Niedergeschlagenheit in Nalas Angesicht, aber wie sollte er helfen? Er hatte sie lieb, und sie sah so zart und schwächlich aus, nicht um alles in der Welt hätte er seinen Kameraden im Stich lassen wollen, aber was konnte er für sie tun? Viele Tage waren es nun her, daß Nala in die Gefangenschaft geraten und ihm zum Kameraden gegeben worden war, aber von Herzen hatte sie nie sein Kamerad sein wollen. Sie hatte einen andern im Sinn, er mußte es ja, denn sie hatte ihm genug von Re erzählt. Wohl war sie auch manchmal freundlich zu ihm, er konnte es nicht leugnen, aber mehr aus Traurigkeit um ihren verlorenen Kameraden. Warum konnte Nala nicht vergeffen? Es waren ja viele Tage seitdem vergangen, für eine Ameise soviel als für uns Menschen ebensoviel Jahre. Es war gewiß, daß sie ihn nie zum wirklichen Kameraden nehmen wollte; warum versuchte er immer wieder, sie für sich zu gewinnen? Was lief er immer hinter ihr drein, tat ihr alle Zeit den Willen und ließ sich obendrein noch von ihr schelten? Wenn ihr nun einmal nichts an ihm gelegen war, was quälte er sich ihretwegen ab? Alle Lebensfreude hatte sie ihm genommen, seitdem sie ihm die Augen über seine Herren geöffnet hatte, sie hatte ihn fühlen lassen, daß auch er einem schöneren, glücklicheren Dasein entrissen war, ja sie hatte nicht einmal mit ihm zusammen ein Püppchen aufziehen mögen, — und nun war sie auch noch im Begriff, ihn ganz zu Grunde zu richten und in ihr eigenes Unglück hineinzuziehen. All dies tat ihm bis in den Grund der Seele weh, und mißmutig kam ihn das Zürnen an. Aber nur für einen Augenblick. Denn als er nun Nala anschaute, stieg auch sogleich Mitleid und

Liebe wieder in ihm auf, und die eigene Gefahr war ver-
gessen.

„Ach, Geko, was soll ich tun,“ fragte Nala, als sie
seinen Blick auf sich gerichtet sah.

„Höre, Nala“, erwiderte er, „ich werde hinter dem
Alten herschleichen. Vielleicht kann ich ihn ausfragen, ob
etwas gegen dich im Werk ist. Du brauchst nicht zu
fürchten, daß ich dich in der Not allein lasse; wenngleich
mir scheint, daß wir schlimm genug dran sind, so laß doch
nichts merken. Es ist leider kaum mehr ein Zweifel, daß
man deine Worte weitergesagt hat, und sie werden wohl
trachten, uns aus dem Weg zu räumen, ehe du die an-
deren noch genauer über ihr Los aufklären könntest.“

„Ich entlaufe heute Nacht,“ erklärte Nala flüsternd.
„Ich habe es mir überlegt. Lieber an Erstarrung ster-
ben, oder von wilden Tieren zerrissen werden, als dul-
den, daß diese Uebeltäter mich anrühren.“

„Gut. Ich werde mit dir gehn,“ erwiderte Geko.
„Aber laß mich erst schauen, was ich so ausrichten kann.
Vielleicht wird es nur als Geschwätz aufgefaßt, was du
gesagt hast, und sie kümmern sich nicht weiter darum.
Aber versprich mir, daß du dich nie wieder im Zorn in
Gefahr bringst.“

„Ich will es dir versprechen.“

„Umso besser. Nun aber mußt du noch das wissen:
Sollte dich während meiner Abwesenheit jemand fragen,
woher du die Worte nimmst, so sage nur ruhig, ich hätte
dir das erzählt, um einen Spaß zu machen, und du
wärest dumm genug gewesen, es für kurze Zeit zu
glauben.“

Aber Nala schüttelte den Kopf: „Du kennst mich
schlecht, Geko, wenn du glaubst, ich werde aus Angst

lügen, und dabei auch noch dich anklagen. Nein, wenn man mich fragt, werde ich es mit aller Deutlichkeit wiederholen und auch beweisen; ich will sehen, wer den Mut hat, mir zu widersprechen. — Aber, geh nun, ich werde mich still halten und hier auf dich warten.“

„Du versprichst, nicht ohne mich fortzugehen?“ flehte der Kleine.

„Hast du mich denn so lieb?“ fragte Nala dagegen, und die Augen wurden ihr feucht. „Du weißt doch, daß ich einen anderen lieber habe als dich.“

„Ach,“ rief Geko dazwischen, und nun konnte auch er die Tränen nicht mehr zurückhalten, „ich will ja nur, daß du glücklich und froh bist.“ Dann sprang er eilig davon.

*

*

*

Geko brauchte nicht lange zu laufen, bis er den Alten eingeholt hatte. Denn auch in den Kammern nebenan war er gewesen und hatte dort seltsame Fragen an die jungen Ameisen gestellt. Diese sicherten und schwägten noch lange, nachdem er wieder gegangen war, denn es war ihnen schwer genug geworden, bei derartigen Fragen die nötige Ehrfurcht zu bewahren. Was wollte der Alte damit? Ging es ihnen nicht herrlich gut? Und durften sie nicht ganze Stunden lang mit ihren Püppchen in den obersten Kammern spazieren gehn, wo die warme Luft und der Sonnenschein durch die Lufen hereindrang, und der Blick von mancher Terrasse aus weit über das grüne Land hinausreichte? Das war herrlich, und konnte es anders sein, daß dieses sorglose, fröhliche Leben so fortbauerte? Was sollten diese Fragen, die einen halb in Angst und halb ins Lachen brachten?

In einem anderen Saal hörte Geko, daß er gefragt habe, an welcher Krankheit die Mächtigen stürben, ob jemand das wüßte? Niemand konnte darauf antworten. So ging er denn gedankenvoll weiter, langsam, denn er hatte ein hohes Alter, und Geko folgte ihm. Durch verlassene Gänge, auf weiten Umwegen ging es in die Höhe. Nach einiger Zeit standen sie beide auf der höchsten Kuppel der Burg, dort wo sie am glattesten und steilsten war, und wo die Sonne am heftigsten brannte. Ein schmaler Treppenweg führte aus der obersten Lufe da hinauf. Hier erst merkte der alte Riese, daß jemand hinter ihm herkam.

„Nun,“ fragte er freundlich, noch ganz in Gedanken versunken, „was willst du hier, Kleiner?“

„Ich könnte Euch wohl Antwort auf Eure Frage geben,“ sagte Geko kühn. „Ich mochte nicht davon sprechen, solange wir nicht allein wären,“ fügte er mit angenommener Wichtigkeit hinzu.

„Sieh da, also du weißt es?“ fuhr der Alte auf, mit einem Mal lebendig und aufmerksam werdend. „So hab ich also doch recht gehabt. Komm hierher in meine Nähe, ich höre nicht mehr besonders gut. Sieh da, also du weißt, woran die Mächtigen sterben?“ Dabei blinzelte der Alte vertraulich und spöttisch zugleich. „Kannst du mir sagen, was die Perlen sind, die durch das Tor hereingerollt sind.“

Ich soll, scheint's, Rätsel raten, dachte der Kleine. Ich kann immerhin versuchen, wie weit ich damit komme. Dieses da ist nicht besonders schwer. Und laut sagte er: „Es sind viele Perlen durch das Tor hereingerollt, ein ganzer Haufen voll, und sie haben sich in junge Ameisen verwandelt.“

„Sieh da, es läßt sich hören,“ erwiderte der Riese. „Aber, wie ist es mit der seltsamen Perle, die ein Vogel des Nachts hat hinuntergleiten lassen?“

„Auch das kann ich Euch sagen. Diese Perle, die hinuntergerollt ist, ihr wißt nicht wie, das ist die Wahrheit über euer Geheimnis.“ Geko hatte allen Mut zusammennehmen müssen, um das zu sagen. Der Riese brauchte ja nur nach ihm zu greifen, um ihn mit einem Ruck zu zermalmen. Es war ein bedenklicher Blick, den der Alte ihm zuwarf, im Uebrigen jedoch blieb er ruhig, und schüttelte nur den Kopf. „Nun sag mir, woran die Mächtigen sterben.“ Dies war offenbar das Wichtigste, denn der Alte lauerte gespannt von der Seite. Geko indessen hatte keine Antwort darauf. Vergebens zermartete er sich den Kopf um eine Lösung. An Schwäche sterben Starke sogut als Schwache, im Kampf aber sterben gerade die Mchtigsten am schwersten. Krankheit kann jedem zuteil werden. Woran mögen die Mchtigsten sterben?

„Siehst du, du weißt es nicht,“ lachte der alte Riese höhnisch, und strich sich die weißen Haare aus den gelben Augen. „Ein klein wenig scheinst du irgendwo aufgeschnappt zu haben, aber du bist der Rechte nicht, den ich gefürchtet habe. Ich bin sehr fröhlich, denn wie willst du mir sagen, weshalb ihr bei uns bleibt? Gib dir keine Mühe. Du hast keine Ohren, aber sie sind doch nicht fein genug. Mit dir wird man rasch fertig werden.“

„Was meint ihr damit,“ fragte Geko scheinbar arglos.

„Daß man dich natürlich töten wird. Wenn du der Rechte wärst, so hättest du dich selbst vor uns schützen können. Mir war ganz schlecht vor Angst.“

„Das versteh ich nicht,“ grinste der Kleine. „Bis heute hat mich noch niemand umgebracht, und euer Geheimnis weiß ich doch.“

Der Alte schien zu überlegen. „Komm einmal näher,“ sagte er dann, „ich will dir etwas erzählen.“

Gelo fühlte einen kalten Schauer. So war also wirklich der Tod über ihn beschlossen, und über Nala gewiß nicht minder. Was hätte es helfen sollen, sich dagegen zu sträuben? Machte er eine Bewegung zur Flucht, so war er gewiß eingeholt, ehe er sich in Sicherheit würde bringen können, und Nala war damit noch weniger geholfen. Vielleicht blieb ihnen auf andere Weise noch Zeit, gemeinsam zu fliehen. Deswegen, und um zu beweisen, daß Furchtlosigkeit nicht nur im Herzen der Riesen lebte, trat er ohne Zögern heran, und ließ sich dicht neben dem Alten nieder. „Soll ich dir etwas erzählen?“ fragte der Alte, und zuckte mit den Beinen, denn die Gicht tat ihm weh.

„Wir haben alte Weissagungen,“ begann er, „die über unserem blutigen Handwerk schweben, ich geb es dir zu, wie du siehst. Ihr andern alle seid glückliche Wesen. Ihr kennt den Fluch und die Not nicht, die auf den Räubern lastete. Ihr kennt nichts Schöneres als die Früchte eurer Arbeitsamkeit und Ordnung pflücken, sie fallen euch zusammen mit der Friedensliebe und Mäßigkeit von selbst zu. Euer Fleiß erhält euch bei Frohsinn und Tüchtigkeit, und wenn ihr eure Waffen gegen Ameisen gebraucht, so ist es zur Verteidigung eurer Heimat und eurer Güter. Kannst du mich verstehen?“

Gelo nickte. Der Ernst und der Ausdruck, mit dem der Alte redete, machten einen tiefen Eindruck auf ihn. Man merkte leicht, daß die Worte aus einem gequälten

und vergrämten Herzen kamen, darum hielt er aufmerksam still. So schön hatte er noch nie erzählen hören.

„Ihr habt es leicht,“ fuhr er fort, „uns Räuber zu schelten, und unser Handwerk zu verfluchen, auf uns liegt nun einmal der Fluch, ein schwererer als ihr denkt, der auf jedem von uns sichtbar lastet, wenn ihr nur Augen hättet ihn zu sehen, der keinen von uns zum vollen Genuß seines Lebens kommen läßt. Wir, die wir doch die Mächtigsten sind, sind keine Stunde ohne Furcht und Gefahr.“

„Wie ist dies möglich,“ sagte Geko, „da es Euch doch an nichts fehlt, und ihr Diener habt, die euch alle Arbeit tun?“

„Das eben ist es,“ stöhnte der Alte. „Was die Natur einmal genommen hat, gibt sie nicht wieder zurück, umso weniger dem, der ihre Gabe freiwillig fortgeworfen hat. Merke gut auf, was alte Sagen von der Gründung dieser Burg vor unvordenklichen Zeiten erzählen. Aber damit du auch verstehst, worin dieser Fluch sich zeigt, so frage ich dich: Hast du schon eines aus unserer Volke gesehen, wie es eine Made fütterte, oder von den reichen Vorräten, die ihr eintragt, selbst genippt hätte? Wir haben spitze, gefährliche Zangen, aber hat jemand je gesehen, daß wir selbst etwas zum Munde geführt hätten? Warum wohl müssen wir unsere Brut von Fremden aufziehen lassen, und machen uns davon abhängig, ob Nester genug in der Umgegend sind, um uns die nötige Beute an Puppen zu liefern? Sollen wir zusehen, wie unsere eigene Brut Hungers stirbt? Wir können sie nicht ernähren, da wir nicht einmal uns selbst aus eigener Kraft am Leben erhalten können. Stelle eines von den Meinen neben einen Tropfen Honig,

es wird verhungern, wenn nicht eins von euch Dienern kommt, davon nimmt und uns reicht. Daran sind unsere furchtbaren Waffen schuld, die uns aller anderen Geschicklichkeit entwöhnt haben. Einen schrecklichen Panzer hat uns die Natur zu unserem blutigen Gewerbe angelegt, mit dem sie uns zugleich den Mund verschlossen hat."

"Es ist wahr," sagte Geko und fühlte es innerlich wie einen Triumph, „Waffen zur Verteidigung sind ein Segen. Wer sie aber zum Mord mißbraucht, dem verwandeln sie sich in einen Fluch. Ich versteh es gut. Eure Waffen machen euch wahrhaft hilflos wie die schutzloseste Made. Ich hatte es nie bemerkt. Aber nun weiß ich, daß ihr verhungern müßtet, wenn wir euch keine Nahrung mehr reicheten. Wer von uns beiden ist nun der Herr, und wer der Knecht?"

Der alte Riese fuhr zusammen und schnappte gewaltig auf Geko los. Aber er drückte ihn nur eine Weile zwischen den scharfen Zangen, ohne die Spitze zu gebrauchen, schüttelte ihn und ließ ihn dann wieder los. „Du hast leicht frech sein," sagte er, „jetzt wo ich es dir gesagt habe. Aber triumphiere nur nicht. Ich sage dir das nur, damit du ein bißchen verstehen kannst, warum du stirbst. Ich habe wirklich einige Angst gehabt. Siehst du, hättest du geantwortet, daß die Mächtigsten Hungers sterben, so hättest du mehr gewußt, als du wissen durftest.

Mit den Wahrsagungen ist vieles verbunden. Wir wissen alle, daß einmal eine Zeit kommt, die uns strafen muß, wer glaubt nicht an Wahrsagungen? Von allen Seiten binden uns furchtbare Zeichen und Drohungen, vor denen wir uns in Angst beugen, bald wird unser ganzes Leben nur noch Angst sein, und unsere Kam-

pfeslust wird von Vorbedeutungen, Träumen und Weissagungen gebrochen sein. Zwei Hölzchen auf unserem Weg, die im Kreuz liegen, lassen uns umkehren, keiner unserer stärksten Helden wagt einen Schritt weiter, wenn ein Blatt zwischen uns niederfällt, und Entsetzen packt uns, wenn ein Vogel sich auf unsere Burg setzt. Und immer stehen neue unter uns auf, die neue Weissagungen träumen und alte bestätigen, ja wir fürchten uns vor dem Schlaf selbst. Unsere Gesetze werden kindisch aus Vorbedeutungen, bei jedem Schritt fragt ein dunkles Gefühl nach Glück und Unglück, und nicht selten haben wir Schlachten verloren und halbe Heere vernichtet gesehen, weil diese dunklen Mächte sich plötzlich zwischen uns legten und unsere Kraft lähmten. Wir haben unsere Zeichen, und an diesen Zeichen habe ich erkannt, daß du nicht der bist, den wir zu fürchten haben. Aber aus eurer Mitte wird er kommen, das wissen wir, und wenn er kommt, so wird keiner wagen ihn anzurühren. Aber dich werden wir mit Lust hinschlachten, du Kleiner, ja das werden wir. — Auch ihr führt lange und blutige Kriege unter einander und verlegt den Geist der Natur, warum hat sie gerade uns das blutige Vergehen aufgebürdet, an dem wir tragen?“

„Weil ihr mordet, ohne gekränkt oder angegriffen zu sein. Wir kämpfen wohl unter einander, aber wir morden nicht,“ entgegnete Gelo stolz, denn nun begriff er so Manches, was Nala ihm erzählt hatte, erst mit dem richtigen Verständnis.

Der Alte ergrimmte mehr und mehr, daß Gelo zu antworten wagte, und doch konnte er nicht anders als weiter erzählen. Es war, als ob eine gewisse Fröhlichkeit, eine Erlösung von schlimmen Ahnungen, ja viel-

leicht eine Ahnung selbst ihn zwingen, alles preiszugeben. „Das ist eine billige Rache, Gelber, du, die dir nichts helfen wird. Glaubst du, ihr könnt freiwillig zu uns, um uns vor dem Hungertod zu retten und unsere Jungen aufzuziehen.“

„O nein,“ warf wieder Geko dazwischen. „Möchtet ihr doch alle elendiglich zu Grunde gehen.“

„Aber wir gebrauchen Gewalt,“ überschrie ihn der Alte. „Das ist unser Triumph. Haben wir nicht das Recht zu leben, solange wir durch Gewalttat am Leben erhalten werden. Lust du recht daran, denen, die unsere Diener sind, und die nie ein anderes Los gekannt haben, die Freude an ihrem Dasein zu rauben? Täten wir besser, wenn wir ihnen die Herren zu fühlen gäben, als daß wir sie nach ihrer Weise bei uns leben und arbeiten lassen, und ihnen so ihr Dasein erträglich und freundlich machen? Glaubst du, wir morden zu unserem Vergnügen?“ Und wieder schüttelte der Alte den kleinen Gesellen, daß ihm Hören und Sehen verging, und die Fühler ihm um den Kopf schlugen. Sowie er aber zu Atem kam, hatte er auch schon etwas zu erwidern. „Rühmt euch nur eurer guten Behandlung! Jeder eurer Diener, der dahingeht, ist für euch soviel wie ein abgeschnittenes Glied an eurem eigenen Leibe.“

„Du bist nicht dumm,“ knurrte der Alte. „Aber sieh. Wenn du mir die Frage hättest beantworten können, warum du bei uns bleibst, so wärst du frei und jeder Lebensgefahr entronnen gewesen. Es gibt Dinge bei uns, denen ein geheimes edles Gefühl sich unterwirft. Aber das kannst du nicht begreifen.“

„Warum soll ich es nicht begreifen können?“ meinte Geko obenhin. „An Gewalt seid ihr groß, aber der Ver-

stand, der nötig ist, euch zu begreifen, braucht nicht mehr als zwischen gut und böse zu unterscheiden. Darum erzähl nur ruhig weiter.“

„Du magst dir immerhin deine letzte Frist so lustig machen, als es dir gelingt,“ wehrte der Alte geringschätzig ab. „Ich bin völlig zufrieden, seit ich gesehen habe, daß du nur ein armer Ameisentölpel bist, der sich verschmägt hat.“

„Aber was hätte ich denn antworten sollen? Ich hoffe, ihr sollt auch ohne euern Aberglauben bald euren Meister finden. Denn ihr habt mehr Elend über die Welt gebracht als ihr wert seid.“

Der Alte lachte nur ein wenig. Die ohnmächtigen Drohungen achtete er gering. „Ich will es dir sagen, was uns aus alten Zeiten überliefert ist. Einst lebte hier ein friedliches und reiches Ameisenvolk aus fremdem Stamm. Zu diesem kam eine unsrer Königinnen und bat um Aufnahme. Sie wurde ihr gewährt, und bald wohnten beide Königinnen und Völker friedlich nebeneinander in der einen Stadt. Die Gastgeber sorgten für die fremde Brut und für die Vorräte, wir widmeten uns allein der Verteidigung, denn wir waren stärker und größer als unsere Verbündeten. Eine Zeitlang ging es gut, und alle waren zufrieden. Aber unsere Königin war stärker als die einheimische Königin, und das Gefühl stärker zu sein und über so viele furchtbare Krieger zu gebieten, machte sie stolz.“

„Uebermütig, wollt Ihr sagen,“ fiel Geko ein.

„Sie wollte nicht mehr zulassen, daß neben ihr noch eine andere Königin sein sollte. Sie versammelte heimlich ihr Volk und verteilte es über die besten Plätze der Stadt. Sie war klug und listig.“

„Heimtückisch, wollt Ihr sagen,“ schnappte der Kleine wieder dazwischen hinein.

„Sei still, bis du gefragt wirst. Plötzlich überfielen sie ihre Feinde —“

„Ihre arglosen Wohltäter, wollt Ihr sagen.“

„und machten sich zu Herren des Nestes. Drei Tage und drei Nächte lang haben sie in einem fort gemordet, bis alles rings um sie her tot war. Dann wollten sie ihr eigenes Leben ungestört führen. Aber o weh! Was sie tun wollten, mißlang ihnen. Sie waren zu allem anderen ungeschickt was nicht Morden und Rauben war. Ihre langen Zangen waren ihnen in all der Zeit über den Mund gewachsen, und wenn es nicht das Blut der Feinde war, so war keine Nahrung für sie zu finden. Ihre Brut, die ohne Pflege war, verdarb, und alle wären wir mit einem Schlag zu Grunde gegangen, wenn die Not uns nicht eingegeben hätte, die Stadt wieder kümmerlich mit Dienern zu bevölkern. Seitdem rauben und plündern wir die Nester nach Puppen, so erhalten wir uns durch Gewalt. Aber dieser Mord ist schweres Unrecht gewesen, und wir sind dafür gestraft. Das war in alten Zeiten, aber noch immer wiederholt sich das Gleiche, so oft eine unserer Königinnen bei einem fremden Volk Einlaß findet. So oft sich einer unserer erbarmt, richtet er sich selbst zu Grunde; auch diese Burg, auf der wir stehen, ist so entstanden, und Tausende werden immer weiter so entstehen, solange der Fluch uns nicht erdrückt. Ein Wort ist uns heilig, eben das, dem wir unser Leben verdanken und gegen das wir ewig sündigen. Das verstehst du nicht, was weißt du von Fluch und Ahnungen.“

„So weiß ich doch nun, daß ihr euch euer eigenes Grab grabt,“ rief von Abscheu erfaßt Geko dem Alten

ins Gesicht. „Fahrt nur fort, alle Völker in eurer Nähe auszurotten, so werdet ihr bald keine Helfer mehr rauben können, und euer blutdürstiges Geschlecht wird verderben.“

„Aber unsere Prinzessinnen, mein Kleiner, fliegen alle Jahre zu Hunderten in die Welt hinaus, und wo sie eines von euch braven Völkern finden, bitten sie um Aufnahme. Darum eben ist das Wort uns heilig.“

„Ihr seid Schurken,“ sagte Geko, „was sonst sollte euch heilig sein als Schurkerei.“

„Sei froh, daß meine Geschichte noch nicht zu Ende ist,“ schalt der alte Riese, „aber mehr als einmal sollst du sie nicht hören. Bitten macht feige, es werden Zeiten kommen, wo wir nur noch das Spottbild eines Räubers sein werden. Es sind Weissagungen, daß wir bei denen betteln gehen werden, die wir noch heute vernichten. Unsere Zangen werden weiter wachsen, so daß sie uns behindern und nicht einmal den Feind mehr werden fassen können. — Aber wozu dies Elend ausbreiten, was verstehst du davon? Sag’ mir nur das Eine: Woher hast du dein bißchen Wissen von unseren Geheimnissen genommen?“ und der Alte lachte böse dazu.

„Das werdet ihr nicht erfahren,“ lächelte Geko zurück.

„Es hat auch nichts zu sagen,“ erwiderte jener scheinbar gleichgültig. Da du nicht sagen kannst, warum du bei uns bleibst, so brauchen wir von dir nichts zu fürchten.“

„Warum ich bei euch bleibe?“ dachte Geko. „Nun, aus Zwang bin ich bei euch.“

„Falsch, falsch,“ schnarrte der Alte. „Ich wußte es doch.“

„Nun, dann ist es aus Not, aus Haß,“ rief der Kleine.

Wieder lachte der Alte. „Du wirst das Wort nie finden, erraten läßt es sich nicht, und wenn du es gehört hast, so ist es um dein Leben geschehen. Sei still, daß ich nicht zittere, wenn ich es ausspreche, das Wort, von dem unsere Macht, unsere Herrschsucht und unsere Grausamkeit sich beugen. Nein, nein, ich spreche es nicht aus, du mußt auch so sterben.“

Geko bemerkte deutlich das Widerstreben, mit dem der Alte selbst vor diesem heiligen Wort stand. „So hättet Ihr Euch nicht so wichtig vor mir zu machen brauchen“ spottete der Kleine, „das wird auch etwas Rechtes sein, ich begehre es nicht zu hören. Tötet mich lieber und verschluckt Euren Aberglauben allein.“

„Und ich werd' es dir sagen,“ schrie der Alte dagegen. „Paß nur auf, du wirst so langsam und grausam sterben, daß du für diese Frechheit das Hundertsfache büßen sollst. Du hättest so antworten müssen, aber sei still, daß ich es sagen kann, du hättest sagen müssen: Aus Mitleid.“

Geko hatte keinen Augenblick lang den Alten aus den Augen gelassen. Er war darauf gefaßt, daß mit diesem Wort für ihn selbst der letzte Augenblick gekommen sei. Aber als der Riese es aussprach, kam unwillkürlich eine Bewegung der Ehrfurcht über diesen Alten, und er senkte Haupt und Fühler. Geko aber sprang zugleich mit einem heftigen Satz den Alten an, und es gelang ihm, sich den Zangen zu entwinden. Er hatte das Geheimnis. Geko hätte sich nie die Kraft zugetraut, die er nun plötzlich entwickelte. Der Alte hatte kaum Zeit, sich auf die Seite zu werfen, so lag auch sein Kopf schon am Boden und

rollte die Kuppel hinunter, wo er neben der Straße ins Gras glitt. Geko überzeugte sich, daß er allein war. Mit zitternder Hand ließ er den schweren Körper nachstürzen, dann lief er rasch zurück.

„Bist du auch gewiß,“ fragte Nala, „daß sie mir nichts tun werden, wenn ich die richtige Antwort weiß?“

„Verlaß dich darauf,“ flüsterte der Gelbe, „sie werden dich nicht anrühren, du bist für alle Zeiten in ihren Augen geschützt.“

Nala sah mit freundlichem Blicke auf ihn nieder. Sie hatte in dieser Zeit furchtbare Angst ausgestanden. „Und das hast du alles für mich getan?“ fragte sie, noch selber heiß von der Erzählung. Er erschien ihr nicht mehr so häßlich und tölpelhaft, im Gegenteil, die Freude, ihr das Leben gerettet zu haben, und seine Liebe zu ihr glänzten aus seinen Augen.

„Geko,“ sagte sie, und ihre Augen füllten sich mit Tränen, „ich habe dir oft weh getan. Statt mir ein Gleiches zu tun, bist du immer gut zu mir gewesen, hast dein Leben für mich gewagt und mich gerettet. Nun sollst du für immer mein wahrer Kamerad sein, und nichts auf der Welt soll uns je wieder trennen.“

Neuntes Kapitel.

Uebermüdung, Glücksgefühl und Angst kämpften in Res Herzen gegeneinander. Taumelnd ging sie ein paar Schritte zurück und wartete dann wieder, ob Mala sich nicht zeigen würde. Aber es war kalt, und der kühle Wind, der sich erhoben hatte, drohte aufs Neue ihr die Kraft zu nehmen. Der Mond schien starr aufs Land, und ein Gefühl der Vereinsamung zog schrecklich durch die Nacht.

Da riß sie sich los und stürmte den Abhang hinunter auf den Weg, auf dem sie gekommen war. Von den Gräsern rieselte es weiß, und schön und schrecklich zugleich war es, wenn die riesigen Wasserkugeln plötzlich belebt die Halme entlang rollten, als kämen sie alles zu zerschmettern. Schaurig flüsterte es in den Tiefen, und die leichtbewegten Gräser leckten mit tausend Zungen wie dunkle Flammen ihr entgegen.

Als sie aber in den Wald eingetreten war und die sichere Straße dahineilte, schaute sie empor, und nun war es, als ob die Halme mit breiten Wipfeln und gestreckten Fahnen ihren Jubel feierten. Da fing sie laut an zu singen ohne Furcht vor wilden Gesellen und Wegelagerern und tobte ihre Freude hinaus in den offenen Mond. Sie machte vor Ausgelassenheit die tollsten Sprünge und mußte sich vor Uebermut gar nicht zu halten.

„Du dicker Mond,“ rief sie, „warum hast du mir

nicht gesagt, daß du die ganze Nacht auf Alas Wohnung scheinst? Freilich kümmerst du dich mehr um allerlei Gespenster und Raubzeug, dem du zu ihrer Beute verhilfst, als um eine wahre und herzliche Freundschaft. Aber diesmal bist du angeführt. Du hattest wohl nicht geglaubt, daß du mich wiedersehen würdest, als ich in der tiefen Dunkelheit verschwand. Aber mir wird alles glücken, du wirst schon sehen.“

So schwakte, schrie und sang sie im eiligen Lauf, während langsam der Mond sank und verblaßte. Der Himmel färbte sich milchig, und darüber wehte ein Hauch zarten Grüns. Es wurde hell. Ke hatte die Stelle wiedergefunden, wo ihre Spuren die Straße verließen. In scharfem Bogen wendete sich diese nach unbekannter Ferne. Ke eilte, der Statthalterin ihr Wort zu halten, die sie ja bei Sonnenaufgang wieder treffen sollte.

Raum aber hatte sie sich durch einen Teil des Schollengewirrs hindurchgearbeitet, als ihr eine Ameise in den Weg trat.

„Wer da?“ rief es. Es war die Sprache ihrer Freunde. Mit lautem Frohlocken gab Ke sich zu erkennen, und als sie ein wenig vorgetreten war, gewahrte sie eine große Schar an der Arbeit, die Straße wiederherzustellen.

„Seit gestern schon arbeiten wir mit Ausbietung aller Kräfte,“ erzählt die Anführerin, „aber die Schollen sind so groß und bröckeln so leicht ab, daß man nur ganz langsam vorankommt.“

„Ich bin zum Umfallen müde,“ sagte Ke, „die ganze Nacht bin ich umhergeirrt.“

„So begibst du dich wohl am besten gleich in die Stadt.“

„Ich habe aber noch eine Freundin, die ich abholen muß. Ich werde sie gleich mitbringen,“ erwiderte Ke.

Bevor sie indessen ihren Weg fortsetzte, ließ sie sich noch etwas Nahrung geben, und ungeachtet aller Müdigkeit ging es wieder Scholle auf, Scholle ab. „Mir glückt alles,“ rief sie laut hinaus in die ersten Strahlen der Sonne und freute sich, die Statthalterin mit ihrer frohen Nachricht zu überraschen. Als sie aber den Ort erreichte, wo die Statthalterin zurückgeblieben war, fand sie weder von dem welken Blatt noch von dieser selbst eine Spur.

Anfangs dachte Ke, sie hätte sich geirrt; einige Schritte überzeugten sie aber, daß jeder Zweifel ausgeschlossen war. Eine tiefe Mutlosigkeit griff auf diese Entdeckung hin in ihr um sich. Nun verzweifelte sie umso hoffnungsloser an einem Wiedersehen und ließ es bei einem Ausblick und einigen Rufen bewenden. Zu keiner Klage fähig schleppte sie sich zurück und mußte schließlich in das Nest ihrer Freunde getragen werden, wo sie mit Achtung und Liebe empfangen wurde.

Aber sie hatte kein Herz dafür. Denn nun hatte sich alles Glück wieder in Unglück verkehrt. Was sollte sie ohne die Statthalterin tun, und wie ihr Versprechen halten, das sie ihren Genossen gegeben hatte? Jetzt war es morgens, und bis Sonnenuntergang sollte sie zurückgekehrt sein. Alles begann vor ihren Sinnen zu kreisen, wenn sie an den kurzen Zeitraum dachte, der sie von der Erfüllung ihres Versprechens trennte. Und Nala? Sollte Nala nun vergeblich gehofft haben? Dabei war sie selbst so müde, daß sie auf den Beinen schwankte. Teilnahmslos ließ sie sich putzen und erfrischen, und dankte kaum für die Aufmerksamkeit, die man ihr erwies.

Bald schlief sie ein, wachte aber immer wieder in

schrecklichen Träumen auf und fragte angstvoll, ob die Statthalterin noch nicht angekommen sei. Auf ihre Bitten hin waren nämlich nach allen Seiten Pfadsucherinnen ausgesandt worden, und an Ort und Stelle, wo die beiden sich getrennt hatten, wimmelte es von schwarzen Gestalten, die die Gegend abliefen. Aber es fand sich nicht die geringste Spur, weder von ihr noch von dem welken Blatt, und der ganze Tag verging in Hoffen und Ungewißheit.

Schon begann der Abend sich zu senken und Re hielt es nicht länger aus. Sie trat vor das Tor, um doch wenigstens diesen Abend zu sehen, der all ihre kühnen Hoffnungen zu Grabe trug. Sie stellte sich vor, wie man in der Blattkolonie wartete und nach ihnen ausschaute, wie man anfang zu zweifeln und die Gründe für die Verzögerung besprach; wie sie nach der Sonne schauten, und die ersten Spottreden laut wurden. Da begriff Re, daß es ihre Pflicht war zurückzukehren, sich diesem Spott und dieser Verachtung, vielleicht sogar der Bestrafung nicht zu entziehen. Ihr Gewissen war rein. Sie hatte keine Anstrengung und kein Opfer gescheut, es war nicht ihre Schuld, wenn das Schicksal ihr die Frucht dieser Mühen entzog. Mochten die anderen sie für großsprecherisch und eitel halten, sie war es ihnen schuldig zu zeigen, daß sie nicht feige war.

Und wie ihr unbedacht diese Erkenntnis gekommen war, so drängte es sie, ihren Entschluß sofort auszuführen, am liebsten auf der Stelle. Denn sie fühlte sich wieder gekräftigt genug. Langsam, wie um spazieren zu gehen oder auszuschaun, schlenderte sie den Abhang hinunter, und als sie nicht mehr in Gefahr war, von der Stadt aus gesehen zu werden, machte sie einen Bogen

auf die Straße zu und erreichte sie bald. Sie fürchtete, daß man ihr zureden würde zu verweilen oder sie nach der Ursache ihrer raschen Abreise fragen würde, wenn sie sich erst noch verabschiedete.

Schon ging es in gestrecktem Lauf die Straße hinunter, die bereits einsam zu werden begann. Aber es war einer von jenen langen Sommerabenden, die die Helligkeit nur langsam abgeben, und sie konnte hoffen, noch vor der äußersten Dunkelheit zu Haus zu sein. Auf ihrem Weg erkundigte sie sich, ob man von der Statthalterin etwas in Erfahrung gebracht habe, aber alle Nachforschungen waren umsonst gewesen. So hinterließ sie denn noch Grüße für ihre Freundin und nahm den Marsch über die wilden Schollen wieder auf. Bis zu jener Stelle, wo sie die Statthalterin zurückgelassen hatte, fand sie sich leicht zurecht, dann aber wurde sie unsicher, vielleicht weil die Stadt jetzt anders stand als auf dem Hinweg, dann weil die Spur nicht mehr frisch und von so vielen Fremden begangen war, und zuletzt wohl aus Zufall, weil so leicht eine Scholle der anderen gleicht. Kurz, sie verirrte sich, und als sie es merkte, schlug sie die falsche Richtung ein. Es kam hinzu, daß die Dämmerung wuchs und Re des festen Glaubens war, daß sie sich in der Richtung nicht täuschte. Sonst wäre sie umgekehrt.

In Wirklichkeit entfernte sie sich mehr und mehr in schräger Richtung von ihrem Ziel, und als sie aus dem Schollenbereich hervortrat, war sie auf einer Ebene, die sie noch niemals gesehen hatte. Re war nun schon bald gewöhnt, aufs Geradewohl ihr Heil zu versuchen. „Jrgendwohin muß ich ja schließlich kommen,“ sagte sie sich, „vielleicht auf die neue Straße der Hauptstadt oder

auf irgend eine Station, da ich die Richtung innehalte. Und vor einer Stunde kann ich unmöglich auf einen solchen Punkt stoßen.“ Deshalb setzte sie ihren Weg geradeaus fort, nur mit verdoppelter Eile. Aber die Zeit verging und noch wollte nichts Bekanntes sich zeigen.

Eben blieb sie ein Weilchen stehen, um das Gelände nach irgend einem Wahrzeichen zu erforschen, als sie seitlich in nächster Nähe ein welkes Blatt erblickte, das eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Nachtlager der Statthalterin aufwies. Es war wie dieses zusammengerollt, nur lag es nicht so frei auf dem Boden, sondern schien mit der Spitze ins Erdreich gegraben zu sein. Ke eilte hin und bemerkte, daß die Spitze mit kleinen Klümpchen beschwert war, so wie die Ameisen sie loszubröckeln pflegen. Also trat sie mit Vorsicht ein, und diesmal wieder war das Glück ihr günstig. Die Statthalterin war darinnen zusammen mit Iffi, der Pfadsucherin. Kampfbereit sprangen sie beide auf. Aber nun löste sich aller Schreck in lauter Freude, und Ke ließ sich die Zärtlichkeit gern gefallen, mit der sie empfangen wurde. Nachdem sie sich etwas ausgeruht hatte, taten sie sich in einem wärmeren Eckchen des Blattes zusammen, und die Pfadsucherin stellte die Reste von der Beute auf, die sie während des Tags über zusammengetragen hatte. Es wurde fröhlich geschmaust, und Ke erzählte dazu ihre Abenteuer, während die Pfadsucherin hier und da an den Ausgang trat und einen Blick in die dunkle rauschende Nacht warf.

Als Ke geendet hatte, wünschte die Statthalterin ihr aufs herzlichste Glück zu Nalas Entdeckung, aber nicht ohne ihr Vorhaltungen wegen ihrer Unvorsichtigkeit zu machen.

„Bedenke,“ fuhr sie fort, „daß ich den ganzen gestri-

gen Tag gemeinsam mit Iffi ein Nest beobachtet habe, das nicht allzuweit von hier gelegen ist und möglicherweise das deiner Freunde vorstellt. Aber ich habe der Versuchung widerstanden, mich zu erkennen zu geben, denn ebensogut ist es ein fremdes, und dann ist uns der Tod sicher.“

Re verlangte, daß sie ihr unverzüglich das Nest beschreiben sollte.

„So ist es wirklich die Stadt unserer Freunde, und du sagst, daß es nicht weit von hier ist. Dann habe ich mich also uns allen zum Glück furchtbar verlaufen. Aber nun sollst du mir erzählen, wie es kommt, daß ich dich hier antreffe mitsamt dem Blatt, das doch bei unserer Trennung weit von hier lag.“

„Das ist eine lange Geschichte,“ lachte die Statthalterin in bester Laune zu Iffi hinüber, die ein wenig abseits saß, „nicht wahr, so voll glücklicher Zufälle wie die deinige ist sie nicht, und doch haben wir nicht weniger Mut und Entschlossenheit anwenden müssen, um noch am Leben zu sein.“

Ich war noch nicht lange allein, als Iffi bei mir eintrat. Sie war auf dem Rückweg aufgehalten worden, hatte aber nachträglich unsere Spur genommen und holte mich so ein. Da es unklug gewesen wäre, sie weiter auf die Suche zu schicken, und ich mir sagte, daß sie am nächsten Tag bei frischen Kräften bessere Dienste würde leisten können, behielt ich sie bei mir. Die Nacht war schon beinahe vorüber, als ich ein lautes Krachen vernahm und davon wach wurde, wie unser Blatt mit uns beiden darin anfang zu rollen und zu liegen, sodaß ich wohl begriff, daß der Wind es erfaßt hatte. Eine Zeit lang hingen wir in der Luft, dann schlug es am Boden auf und blieb

liegen. Ich vergewisserte mich, daß Iffi bei mir war; so blieb uns nichts anderes übrig, als bis zur Morgenfrühe zu warten. Hier und da noch versuchte der Wind das Blatt an den Spigen zu heben, aber es hatte sich zwischen zwei Hölzern am Boden festgeklemmt, sonst wären wir vielleicht jezt noch viele Stunden weit von dir und unserem Lande.

Als der Morgen kam, war meine erste Sorge, unseren Schlupfwinkel mit Erde zu beschweren, und dann beschlossen wir, uns umzuschauen. Viel Hoffnung blieb uns nicht, uns jemals zurückzufinden, denn wie weit wir gerollt waren, war nicht abzuschätzen. Ich schickte also vorerst Iffi hinaus, um sich nach etwas Genießbarem umzusehen, als sie mit allen Anzeichen des Schreckens vom Eingang zurückfuhr. Ein großer schwarzer Vogel stand draußen und schaute mit einem Auge in unser Zelt, als ob er etwas darin vermutete. Und kaum hatten wir uns an die obere Wölbung gerettet, als sein Schnabel mit langer borstiger Zunge hineinfuhr und alles abkehrte, was auf dem Blatt lag. Dann begann er vor dem Eingang in der Erde zu hacken und zu scharren. Schließlich kehrte er zu unserem Blatt zurück, als ob er nicht verstehen könnte, daß es ohne Gäste wäre. Mittlerweile war ein zweiter solcher Vogel herangesflogen, sie riefen sich mit seltsamen Lauten an und schienen gute Lust zu haben, das Innere des Blattes weiter zu untersuchen. Da sah ich, wie das eine der Vögel das andere fütterte und beide vergnügt dazu mit den Flügeln schlugen. Dann flog das eine wieder auf und nun erst gewahrte ich an der Art, wie das andere ebenfalls aufzusliegen versuchte, daß es verwundet war und nicht mehr flattern konnte.

Ich hütete mich zwar, uns zu verraten, und glücklicherweise machten sie sich mit unserem Blatt nicht weiter zu schaffen, aber noch lange schaute ich zu, wie immer wieder das Gesunde geflogen kam und dem Kranken Raupen brachte und es fütterte. Dazu sang das eine in der Zwischenzeit ein schönes Lied, sodaß ich ganz gerührt wurde und mir sagen mußte, wie auch andere Wesen als wir von Liebe für die Ihrigen erfüllt sind. Es war ein zärtliches Bild, diese beiden Kameraden zusammen zu sehen, und ich war überzeugt, daß sie freundlich zu mir gesprochen hätten, wenn ich ihre Sprache gekannt hätte und hätte sagen können, wie sehr sie mir gefielen.“

„Sicherlich,“ erwiderte Re, „ist ein solcher Zug der Liebe auch bei anderen Wesen vorhanden wie bei uns. Aber das grausame Leben will, daß wir alle Welt, die nicht ist wie wir selbst, einteilen in Freunde und Feinde. Denn auch die, welche wir immer Feinde heißen, haben ein freundliches Herz für die Wesen, denen sie als Freunde entgegentreten.“

„Ich weiß nicht,“ überlegte die Statthalterin, „ich bin ein Soldat und nur zu sehr gewohnt, unter Feinden nicht weiter zu unterscheiden. Dies jedoch hat mich seltsam bewegt, so gefährlich auch die Lage für mich war. Aber nun sollst du hören, wie es weiter gegangen ist, denn damit fing der Tag erst an. Wir verließen also bald unseren Schlupfwinkel und sahen uns das Land an, auf das wir verschlagen waren. Da ich eine Rückkehr ganz aufgab und sie mir ohne Königin erst recht unmöglich erschien, so nahm ich das Unvermeidliche mit Mut und gedachte, mich auf der Welt solange durchzuschlagen, als es eben zu leben vergönnt sein möchte. Iffi war recht

verzagt, aber sie sah bald selbst ein, daß uns keine andere Wahl blieb.“

„Weißt du auch,“ unterbrach sie hier die Statthalterin, „daß wir versprochen hatten, gestern abend mit einer neuen Königin zurückzukehren? Immer wieder überfällt mich ein Frösteln, wenn ich daran denke, wie sie jetzt über uns denken, besonders über dich, die doch die Herrin ist. Ich könnte weinen vor Scham und Schmerz.“

„Heute der, morgen jener,“ erwiderte sie gelassen, „wenn ich wieder zurückkehre, so soll kein freches Wort über dich fallen, dafür trete ich ein, und niemand darf uns schelten, denn wir haben alles getan was wir konnten. Erhalten wir morgen eine Prinzessin von deinen Freunden und kommen glücklich mit ihr nach Hause, so will ich für Ordnung schon sorgen.“

„Und dann wirst du mir helfen Nala zu befreien?“

„Gewiß. Wenn das Nest, das ich dir beschrieben habe, wirklich das Nest deiner Freunde ist. Aber auch dann hängt noch eine eigentümliche Geschichte daran, die ich gerade erzählen wollte.“

Nachdem wir nämlich im Laufe des Vormittags dem Nest recht nahe gekommen waren, und es von verschiedenen Seiten beobachtet hatten, konnten wir bemerken, wie eine erhebliche Zahl von Ameisen in kleineren und größeren Trupps nach allen Seiten auszogen und sich in der Umgegend zerstreuten. Wir mußten natürlich fürchten, erwischt zu werden, und ich glaubte von vornherein nicht fehlzugehen, wenn ich annahm, daß wir gesehen worden waren oder unsere Spur entdeckt war. Unter Benützung jeder Unebenheit, jedes Holzstückchens und Steinchens zogen wir uns mit aller Geschicklichkeit zurück,

manchmal auf fast ungangbaren Stellen, um unsere Spur schwer auffindbar zu machen.

Aber drei Ameisen kamen uns immer näher. Zwar wichen wir ihnen nach der Seite aus und suchten sie durch doppelte Fährten zu täuschen, aber sie kannten sich nicht schlechter aus, wie ich selber, und immer näher rückten sie uns auf den Leib. Schließlich hatten sie unsere Spur so fest und blieben so sicher an ihr, daß ich die Hoffnung, sie abzulenken, aufgeben mußte. Während wir eilends unseren Schlupfwinkel zu erreichen trachteten, sagte ich zu Iffi:

„Wir sind zwei und ihrer sind drei. Es scheint, daß sie allein unsere Spur gefunden haben, und soviel ich beobachten konnte, ist keine zurück nach der Stadt gelaufen. Offenbar glauben sie, uns zu dritt leicht überwältigen zu können. Nun müssen wir zeigen, daß wir unser Leben teuer zu verkaufen bereit sind. Du stellst dich in die äußerste Ecke des Blattzeltes, während ich mich am Eingang verstecke. Sind sie dann alle drei eingetreten und greifen dich an, so fasse ich sie von rückwärts und werde ihnen den Rückzug versperren.“

So geschah es auch wirklich. Hier an dieser Stelle, wo wir jetzt sitzen, duckte Iffi sich nieder.

Raum war die Letzte im Innern, so fiel ich über sie her, und dieser riß ich sofort von rückwärts das Brustschild auf. Die zweite versuchte mir zu widerstehen und mich zu besänftigen, aber ich spritzte ihr Gift in Augen und Mund, und alsbald rollte ihr Kopf am Boden. Nun war es höchste Zeit, Iffi zu Hilfe zu kommen, deren Gegnerin sich mit aller Macht wehrte. Ich kam gerade rechtzeitig, um sie von ihr loszureißen, und im nächsten Augenblick wälzten wir uns beide am Boden, und viel-

leicht wäre sie mir doch entkommen, wenn nicht Iffi ihren einen Fühler gefaßt hätte und mir so Zeit gegeben hätte sie zu töten. Aber selbst als der Kopf schon am Boden lag, gingen die Zangen noch auf und zu, und die Augen schillerten mich böse und haßerfüllt an.“

Die Statthalterin hatte nicht bemerkt, wie Re bei dieser Erzählung aufgesprungen war. Tiefe Bestürzung malte sich in ihrem Gesicht und Tränen der Hoffnungslosigkeit brachen hervor.

„Ach,“ rief sie aus, „laßt uns fliehen von diesem Ort. Ihr habt die getötet, die aus Liebe zu mir ausgezogen waren, euch zu suchen. Kommt rasch, damit wir der Rache entinnen. Nie wieder werde ich vor das gute Volk treten können. Seht ihr denn nicht, daß sie mit freundlichen Gefühlen zu euch kamen? Wir wollen nach Hause zurück und uns den Tod geben lassen, zum abschreckenden Beispiel für künftige Geschlechter, daß man sich in die Unbilden des Lebens mit Mut schicken und nicht dem Unmöglichen nachjagen soll, das uns vom Schicksal vorbehalten ist. Denn es geht nur Schuld und Abscheu vor uns selbst und denen, die wir lieben, daraus hervor, und alles reine Leben wird von häßlicher Erinnerung vergiftet. Raun glaubt man am Ziel zu sein, so wirft das Geschick uns zurück in Verzweiflung.“

Die Statthalterin eilte ihr nach und wollte sie beruhigen. Aber Re herrschte sie an: „Berühre mich nicht und suche nicht zu beschönigen, was du getan hast.“

Dann aber brach sie in lautes Weinen und Wehklagen aus, und die Statthalterin benutzte ihre Fassungslosigkeit, um sie zurückzuführen. „Liebe Re,“ sprach sie ihr zu, „siehst du denn nicht, daß ein böser Zufall im Spiel ist? Wie konnten wir ahnen, daß wir uns an

deinen und unseren Freunden vergriffen, da wir ihre Sprache nicht verstehen. Nimm Vernunft an. Ein böser Zufall kann unserem Werke nicht zum Fluch ausschlagen, und bedenke, daß wir unser Versprechen gegenüber den armen Kameraden in der Kolonie halten müssen. Willst du mir zu allem noch Kummer bereiten, daß ich ganz verzweifle?“

„Ach nein,“ rang Re hervor, „aber wie soll ich sie um etwas bitten, wenn ich mitschuldig bin am Tod ihrer Genossen?“

„Nimm es, wie es ist, gute Re, ich kann sie nicht wiedererwecken. Niemand hat es gesehen, und so wird uns auch niemand verraten, wenn wir schweigen. Wir wollen die Leichen, die draußen hinter dem Blatt liegen, nach der anderen Seite der Stadt tragen und dort liegen lassen.“

„Wie soll ich es Aissi gestehen?“

„Du mußt es verschweigen. Niemand darf ahnen, daß wir die Täter sind.“

So heftig Re sich widersetzte, die Vernunft, mit der die Statthalterin die Täuschung rechtfertigte, mußte schließlich in ihr siegen. „Du brauchst gar nichts abzuleugnen, denn niemand wird uns verdächtigen,“ schloß die Statthalterin ihre wiederholten Auseinandersetzungen, „du brauchst mich nur reden zu lassen. Und nun erwarte du uns hier, bis wir die Toten fortgeschafft haben.“

Als Re allein gelassen war, starrte sie finster vor sich hin. Eine innere Stimme in ihr widersprach allem, was geschah, ohne es doch ändern zu können. Mit welcher Freude war sie sonst jedes Mal durch das Tor getreten, mit zuversichtlicher Sorglosigkeit und einem Ge-

fühl, hier heimisch zu sein mit allem, was sie empfand und tat. Nie aber würde ihr verziehen werden können, daß sie am Mord beteiligt war, wenn auch nicht direkt, so doch durch ihre Gefährten, die sie noch weniger preisgeben durfte. Was half alles Ueberlegen, Hin- und Herwenden?

Sicher wäre das Leben schön, wenn man Schuld gegen Verzeihung eintauschen könnte, aber man muß zufrieden sein, wenn es mit Schuld und Not zusammen noch erträglich ist. Und sollte sie zu diesen Opfern noch die eigenen Stammes-Brüder in der Kolonie hingeben, die ihrem Wort Glauben geschenkt hatten!

Sie war entschlossen, der Not zu gehorchen, aber noch immer sah sie vor ihren Augen den blutigen Kampf sich abspielen, wie die Statthalterin ihn geschildert hatte.

Es begann schon zu dämmern, als die Statthalterin von der Pfadsucherin gefolgt wieder eintrat, und auch sie beschlich ein Gefühl der Wehmut und Unzufriedenheit, als sie an das frohe Wiedersehen dachte, das nun zu so häßlichem Mißklang ausschlug. Mit gedämpfter Stimme beredeten sie sich, und schlugen schließlich, nachdem die Pfadsucherin alle Zeichen ihrer Anwesenheit vernichtet hatte, den Weg in der Richtung auf die Straße hin ein. Bald konnte man den stolzen Bau deutlich sehen, und Res leckte Hoffnung, daß es sich vielleicht doch um ein fremdes unbekanntes Nest handle, zerging. Sie erkannte die Kuppel, und den einzelnen Halm, der wie eine Fahne aus der Mitte in die Luft ragte. Sinnend blieb sie stehen, und hätte nicht die Statthalterin aus Besorgnis überrascht zu werden, zum Weitermarsch gedrängt, so wäre vielleicht beim Anblick der Stadt in der Vergewärtigung der Güte, die sie

dort erwartete, der Gedanke stark geworden, hinzugehen und alles zu bekennen.

Als sie aber kurz darauf durch einen finsternen Hohlweg schritt hinter ihren Gefährten her durch Graswerk und stacheliges Dickicht, verlor sich dieser Gedanke wieder wie eine Spur, über die die Nacht hereinbricht.

Zehntes Kapitel.

Als der sengende Mittag mit gewohnter Stille auf dem Lande lag, und die Blumen ihre heißen Köpfchen unter der Glut der Sonne senkten, während alle Kreatur den Schatten suchte und nur die Schlange und Eidechse auf glühendem Stein träumten, bewegte sich ein seltsamer Zug aus der hellgebrannten Erdkuppel auf die Straße hinaus.

Boran ging Ke, begleitet von ihrer Freundin Assi, deren treue Augen vor Wohlgefallen strahlten. Sie glaubte, Ke ermuntern zu müssen: „Gräme dich nicht, es wird noch ein großes und tapferes Volk aus euch hervorgehen, wir werden es beide erleben und nicht bereuen, uns getroffen zu haben.“

„Seit ich wieder auf dem Heimweg bin,“ erwiderte Ke, ist mir freier. Ihr sollt mich bald wiedersehen. Aber nun laß uns allein. Ach, tausend Dank für alle Güte, die du uns erwiesen hast. Und dann noch: Es tut mir weh, daß meinetwegen drei von den Eurigen den Tod gefunden haben.“

Assi blieb stehen, und im Abschiednehmen sagte sie noch zurück: „Was könnt ihr, was kannst du dafür, liebe Ke, sei darum nicht traurig.“

Aber Ke wagte nicht, ihr ins Gesicht zu schauen und schwere Ahnungen bedrückten sie. Sie wandte sich um und ließ die kleine Karawane näher kommen, der sie unwillkürlich vorausgeeilt war. Zunächst kam die

Statthalterin und hinter ihr die junge Prinzessin im Kreis ihrer Dienerinnen, weithin umlärm't von den Neugierigen und Aufgeregten ihrer Heimat, von denen ein jedes sie noch einmal gesehen und berührt haben wollte. Sie selbst gab sich Mühe fröhlich zu erscheinen, während ihr doch Angstlichkeit und Sorge im Gesicht geschrieben standen; halb geführt und halb gezogen, bewegte sich dieser Kreis bald in raschen tippelnden Schritten, bald stoßend, als blendete das freie Sonnenlicht die ans Halbdunkel gewöhnten Augen.

Und wirklich waren es schon bald zwei Jahre her, daß die kleine Prinzessin ihren Flug ins Licht unternommen und zum Nest zurückgekehrt war.

Man war früh am Nachmittag aufgebrochen und es wurde sehr heiß, aber es war vorauszusehen, daß der Weg sich in die Länge ziehen würde. Denn wahrscheinlich würde man sehr oft Halt machen müssen. Den Schluß des kleinen Zuges machte Iffi mit einer Reihe fremder Pfadsucherinnen, deren Aufgabe es sein sollte, den Weg zu den süßen Bäumen hinter dem Erdbeerland kennen zu lernen, die Lage zum Nest genau festzustellen und den besten Weg auszufundtschaften, auf dem die Anlage einer Straße sich lohnen könnte.

Dieses Gebiet war nämlich schließlich der Preis gewesen, um den die Prinzessin erhalten worden war. Denn mochte auch die Statthalterin durch Res Mund noch so berecht alle Vorteile einer Verbrüderung hinstellen, es blieb doch immer ein gewagtes Stück, sich in die Händel fremder Nester zu mischen, und die Frage, ob die Statthalterin überhaupt in der Lage war, Gebiet zu verschenken, blieb offen genug.

Aber die Aussicht auf die süßen Ernten überwog

zuletzt. Es war kein Zweifel, daß der Mangel umso empfindlicher zu werden begann, je volkreicher die Stadt wurde, und griff man heute nicht zu, so war es vielleicht morgen zu spät. Re hatte geglaubt, aus Liebe zu ihr würden ihre Freunde die Bitte gewähren, aber die Statthalterin hatte schon richtiger den Vorteil zu verknüpfen gewußt, und schließlich sagte sich der Staatsrat, daß er auch einem Krieg mit Ruhe entgegen sehen könnte, wenn es zu Zusammenstößen mit der fremden Hauptstadt kommen sollte. Re hatte nur wenige Worte der Bitte vorgebracht und war dann zur Seite getreten, als Vermittlerin zwischen der Statthalterin und den Anwesenden zu dienen, für die sie als Dolmetscher eintreten mußte, und es fiel Re sehr wohl auf, wie ganz anders sie sich zu dieser stellten, nämlich mißtrauisch und bei aller Freundlichkeit kalt und vorsichtig. Aber so mußte es wohl sein, wenn man Verträge schloß. Darum, wenn Re nicht immer in der Furcht gelebt hätte, man könnte Verdacht auf die Mörder nehmen, deren Opfer man zur frühen Morgenstunde gefunden hatte, sie hätte die Statthalterin bewundern müssen, mit welcher Bestimmtheit sie ihre Auskünfte gab und die Lage in der Kolonie schilderte. Freilich war nicht alles wahr, was sie sagte, oder wenigstens entsprach es nicht ganz so den Tatsachen, wie sie es ausdrückte, aber eine unverkennbare Würde machte sich bei jedem ihrer Worte geltend, sodaß sie wohl auf der Stufe der Gleichberechtigung verhandeln durfte.

Endlich war man sich über alles einig und die Prinzessin war bestimmt worden. Sie war in Eile zu der feierlichen Uebergabe hergerichtet worden, und die nötigen Dienerinnen wurden ihr zugeteilt, wie es einer

wirklichen Königin ziemt. Nun war der Zug schon vor den Schollen angelangt, und das begleitende Volk verlor sich wieder. Mit großer Mühe und Langsamkeit kam man von der Stelle. Denn die Unbehülfslichkeit der Prinzessin schaffte überall Aufenthalt. Bald mußte sie gezogen werden um auf eine Anhöhe zu gelangen, bald war sie in Gefahr jenseits hinabzustürzen. Jedenfalls verdankten sie es Iffi, daß der Weg nicht verfehlt wurde, und im Laufe des Nachmittags kamen die Bäume, in deren Schatten man bald eintrat, wie grüne Wolken in Sicht. Es setzte sich kein Feind und kein Zufall in den Weg, und schon trennte sich Iffi von der Schar, um seitwärts der äußeren Baumreihe zuzustreben. Es waren nun nur noch Ke und die Statthalterin mit der Prinzessin, den Dienerinnen und einer Schar fremder Soldaten im Zug. Je näher man der ersten Station kam, desto fröhlicher wurde die Statthalterin.

„Nun sind wir gleich aller Mühe und Leiden ledig,“ sagte sie „und wenn dies geglückt ist, so sollte man meinen, daß uns auch Kalas Befreiung glücken wird! Daß wir um einen Tag später ankommen, will soviel nicht sagen. Selbst wenn inzwischen nur noch die Hälfte unserer Leute am Leben ist, mit zehn Ameisen und einer Königin will ich dir ein Volk erziehen, das im nächsten Jahr alle Macht im Umkreis an sich reißt.“

„Warum ansichreißen? Ist es nicht schöner, die Freundschaft zu pflegen, die wir angebahnt haben, und noch viele andere Völker in diesen Bund zu ziehen? Wenn sich alle zusammenschließen gegen das Räuberneß, das wäre der schönste Ruhm.“

„Wie du willst,“ spöttelte ein wenig die Statthal-

terin, „meine Stimme ist dir für den Staatsrat sicher. Aber da seh ich zwischen den Blättern hindurch den Stamm unseres Baumes.“

Sie beschleunigten ihre Schritte und standen bald im überwölbten Eingang der Station. Auf den ersten Blick sah man, daß hier Ordnung und Fleiß herrschte. Die oberste Anführerin des Ortes eilte herbei, und die Statthalterin kündigte ihr an, daß alsbald die Prinzessin eintreffen würde, und alles zu ihrem Empfang bereitzuhalten sei, damit sie sich einige Stunden ausruhen könnte. Die Anführerin stockte ein wenig und kam endlich damit heraus, daß die Blattkolonie eine Königin habe.

„Ja,“ erwiderte die Statthalterin, „wir bringen sie mit.“

„Nein, es mag wohl sein, aber seit gestern abend ist in der neuen Stadt eine neue Königin. Ich habe sie nicht gesehen, aber ich habe Auftrag, jeder anderen Königin den Eintritt zu verweigern.“

Re war herangetreten und hatte den letzten Satz angehört. Die Statthalterin aber machte drohend einen Schritt vor, sodaß die Anführerin zurücktrat: „Und wer hat dir diesen Auftrag gegeben.“

„Nephri, die Vorsitzende des Staatsrats! Sie haben einen Staatsrat gebildet. Als ihr nicht kamt, war große Bestürzung, aber Nephri brachte eine Königin, und sie ist angenommen worden, soviel man mir Botschaft schickte.“

„Gut,“ sagte Re, „laß uns wieder umkehren. So ist es wohl Nephri gelungen, den Staatsrat in der Hauptstadt umzustimmen.“

„Nein,“ erwiderte die Anführerin, „die Hauptstadt hat seit gestern ihre Straße vollendet und niemand hat

sich zu widersetzen gewagt. Der nächste Baum ist bereits in ihrer Gewalt. Nephri fand die Königin irgendwo, es ist keine schwarze Königin, aber alle meinten, es wäre doch wenigstens eine Königin.“

Die Statthalterin nahm alle Kraft zusammen, ihren Zorn zurückzuhalten. „Und du?“ fragte sie drohend, „wie stellst du dich dazu?“

„Ich habe Befehl, keine andere Königin einzulassen. Wenn sie aber im überdachten Eingang Platz nehmen will, so mag sie sich da aufhalten, und es wird ihr nichts geschehen, bevor ich weitere Befehle erhalte.“

Die Statthalterin bebte vor Wut. „Da siehst du,“ wandte sie sich an Re, „vor drei Tagen war ich hier Herrin, nun muß ich um Unterkunft für meine Freunde bitten. Wir wollen die Prinzessin zurücklassen, das ist das beste, und wollen in die Kolonie vorausseilen, sogleich, um die Dinge zu ordnen. Es scheint, daß es mit der Königin eine besondere Bewandnis hat.“

Die nötigen Anweisungen waren rasch gegeben, und in hastigem Lauf ging es die wohlbekannte Straße hinunter. Der Abend war nah, aber sie holten noch eine Sammlerin ein, die vielleicht als die letzte auf dem Heimweg war. „Wie gefällt dir die neue Königin?“ fragte im Vorübergehen die Statthalterin.

„Sie ist sehr groß und braun, aber es ist eine Königin. Nephri hat sie gefunden.“

Die Statthalterin dankte, und als sie eine kleine Gruppe überholten, sagte sie zu einer anderen, die sie kannte: „Wie kommt es, daß ihr eine Königin genommen habt, die nicht von eurem Stamm ist?“

„Sollten wir denn alle zu Grunde gehen? Sie ist anerkannt. Ihr braucht nicht so zu eilen.“

Endlich trafen sie auf einen Posten Soldaten. Aber keinem fiel es ein, der Statthalterin die geringste Achtung zu erweisen. „Ihr kommt etwas zu spät und recht allein,“ spottete man hinterher. „Nephri wird sich freuen, euch zu sehen!“

Sie achteten nicht darauf. Ke hielt sich eng an die Freundin, denn je näher sie der Kolonie kamen, umso drohender wurden die Begegnungen, ja man versuchte sie aufzuhalten. Aber sie waren nicht gesonnen, sich das Geringste gefallen zu lassen, und Gram und Wut über die unwürdige Behandlung und Undankbarkeit sammelten sich in einer stummen Gewalttätigkeit, mit der sie jeden Widerstand brachen.

Unter dem Blatt waren viele Veränderungen geschehen. Der Raum war voll Schutt, den man aus der Tiefe geholt hatte, um der neuen Königin den Aufenthalt möglich zu machen. Man hatte den schrägen Abstieg verbreitert und erhöht, die Arbeiten waren noch im Werden. Die Statthalterin und Ke stiegen hinab und fanden in der ersten Kammer Nephri und auch den neuen Rat versammelt. In der Nebenkammer, hieß es, sei die Königin.

Die Statthalterin, bei deren Anblick ein sichtliches Staunen durch die Reihen ging, hielt sich nicht lange auf, sondern betrat die zweite Kammer. Aber sie warf nur einen Blick hinein und brach dann in lautes Lachen aus. Ke, welche hinter ihr ging, gewährte in der Ecke eine Aneise, so groß, wie sie noch nie eine gesehen hatte, eine gewaltige Masse, um deren Leib die kleinen schwarzen Dienerinnen sich bemühten, wie Menschen, die ein Riesendenkmal mit einer Statue krönen.

„Da habt ihr euch ja eine feine Königin zugelegt,“

rief die Statthalterin, „beeilt euch nur, daß ihr sie hinaus schafft. Wir haben euch die richtige mitgebracht, von unserer Art und unserem Stamm. Es ist wahr, wir haben uns verspätet, aber unser Versprechen haben wir doch eingelöst.“

Alle blickten mit sichtlich Verlegenheit auf Nephri, die mit Ruhe und Strenge herantrat. „Ich mache darauf aufmerksam, daß unserer Königin mit dem schuldigen Respekt zu begegnen ist, widrigenfalls wir auch strafen können.“

„Ich fordere,“ erwiderte die Statthalterin, „solange die Macht an diesem Ort für mich, als er ohne Königin ist.“

„Wir sind nicht ohne Königin, und die Macht ist in den Händen dieser Versammlung von Rechts wegen. Eine Statthalterin existiert nicht mehr an diesem Orte.“

„Fein eingefädelt!“ rief die Statthalterin aus und wendete sich an die Umstehenden, von denen viele hinter ihr her den Raum betreten hatten und das Schauspiel mit Eifer verfolgten. „Ich verlange Rechenschaft, wo die Königin, wenn ich ihr nun einmal diesen Namen geben soll, hergekommen ist.“

„Ich habe sie gebracht,“ brüllte Nephri, „sie ist unsere Königin und keiner wird sie hier verdrängen wollen.“

Ein beifälliges Gemurmel ertönte ringsum. „Man muß doch eine Königin haben,“ sagte irgend jemand.

Die Statthalterin griff es auf. „Gewiß, aber haben wir euch nicht versprochen, daß wir euch eine Königin brächten.“

„Gestern Abend sollte sie da sein,“ lachte es zurück. „Ich versteh’ euch genau. Da wir nicht kamen,

glaubt ihr, wir blieben überhaupt fort oder es wäre uns nicht gelungen, und so nehmt ihr die erste beste. Wenn ich euch aber nun sage, daß unsere Prinzessin nur darauf wartet, daß dieses Ungethüm hinausgeschafft wird, um bei euch einzuziehen, wie denkt ihr nun?"

Es entstand eine Pause. „Wir haben sie anerkannt," antwortete es.

„Anerkannt! Was heißt das? Wißt ihr denn nicht, wen ihr bei euch aufgenommen habt? Es ist ja eine Räuberkönigin! Ihr werdet ihre Jungen aufziehen, und aus dieser Stadt wird ein Räuberneß hervorgehen, wie das, mit dem ihr vor einigen Tagen gekämpft habt. Hier neben mir steht Re, der ihr nicht nur unsere Königin verdankt, sondern auch die Freundschaft eines mächtigen Volkes, mit dem zusammen wir allen Feinden werden trohen können!"

Nephri befahl Ruhe. Dann rief sie in die Versammlung hinein. „Was ist das für ein Held, diese Re? Ist das nicht dieselbe, deren elendes Leben ich seiner Zeit gerettet habe, als sie am Verhungern und Verenden war? Sie hat immer verstanden, sich um allerlei zu kümmern, was sie nicht versteht, und zur Zeit der Statthalterin hat sie es verstanden, die tüchtigsten Anführer zurückzustellen. Sie hat der alten Statthalterin, die das Herrschen nicht satt kriegen kann, den Kopf vollgeschwängt, und was hat sie denn in der Hauptstadt ausgerichtet? Nichts, aber ihre eigenen Begleiter sind vor ihrer Unverschämtheit fortgelaufen. So steht es mit ihr. Und dann: Haben wir denn mehr versprochen, als bis gestern abend zu warten? Nun rate ich ihnen, daß sie die feine Prinzessin wieder heimbegleiten, sonst könnte es ihr schlecht gehen.

Was ihr beschworen habt, das habt ihr zu halten. Wißt ihr noch, mit welcher Freude ihr mich gestern empfangt, und wie stolz ihr wart auf solch eine große stattliche Königin! Ja, eine Räuberstadt wird hier entstehen, und wir werden uns rächen an der hochmütigen Hauptstadt. Wir werden die Krieger erziehen, die die Hauptstadt plündern werden, und sie werden unter Bitten zu uns kommen. Wollt ihr mehr haben?"

„Nein,“ rief die ganze Versammlung, „so soll es bleiben. Schafft Ne und die Statthalterin hinaus.“

„O du verblendetes Volk,“ schrie mit alles über-tönender Stimme die Statthalterin dagegen, „so mögt ihr denn alle hinfahren! Pfui, über das elende Volk, das sich von einer Schmeichlerin verführen läßt. Diener und Sklaven werdet ihr sein. Aber eher werde ich mit eigener Hand eurer falschen Königin den Weg zeigen, ehe ich solches ertrage.“

Als sie merkte, daß sie das Volk nicht werde umstimmen können, schwoll eine rasende Wut in ihr auf. Man begann sie hin- und herzustößen, um sie hinauszuschieben. Denn das Volk war erbozt über den Schimpf, den sie der Königin antat.

„Ergreift sie,“ rief Nephri.

Aber die Statthalterin war mit einem Sprunge frei und stürzte sich auf Nephri. Im nächsten Augenblick hatten sie sich gefaßt, und die Statthalterin zerbrach ihr mit einem Druck den Rücken. Dann versuchte sie in die Nebenkammer einzudringen, während Nephri mit mattem Winseln sich am Boden wälzte. Die Dienerinnen der Königin stoben auseinander, aber die Menge, die immer bedrohlicher angewachsen war, hatte sich der

Statthalterin bereits bemächtigt und zerriß sie auf der Stelle.

Re hatte dies mit angesehen, ohne einer Bewegung fähig zu sein. Es hatte sich alles so rasch abgespielt, und die hoffnungslose Bitterkeit, die in ihr aufgestiegen war, hatte sie gleichsam gelähmt, weil sie mehr an sich dachte als an das, was vorging. Nun machte sie eine Bewegung auf die Statthalterin zu, aber es war zu spät. Mit zuckenden Gliedern lag sie am Boden, und schon schrie man Res Namen. Denn nun kannte die Blutgier der entfesselten Masse keine Grenzen mehr.

Re stürzte zum Saal hinaus, mit Macht sich durch die Zuströmenden drängend. Und da die wenigsten sie ihrem Aussehen nach genugsam kannten, so gelang es ihr ins Freie zu kommen, trotzdem sie um sich her die furchtbarsten Drohungen hören mußte. Ohne Verweilen stürzte sie sich in das schützende Buschwerk des Rasens und verkroch sich im Moos.

Da brach sie in stumme Tränen der Ohnmacht, der Trauer und des Jorns aus. O daß sie sich hätte rächen können!

So lag sie nun hier im feuchten Moos, wie damals, als Nephri sie aufas und ihr ein zweites Vaterland gab. Jetzt hatte sie auch dieses zweite verloren, und ihre tapfere Freundin war ermordet. Nun würde auch ihr bald das gleiche Todesgeschick begegnen. Mit der Statthalterin zusammen, ja da hätte sie noch jeden Kampf aufgenommen. Und sie weinte bittere Tränen, daß sie so hart zu ihr gesprochen hatte, während sie schon im Begriff gewesen war, in den Tod zu gehen.

Als die Tränen vorüber waren, fror es ihr über die Glieder, als nahte sich ihr der Tod. Aber

dieses Mal widersezte sich ein weher Wunsch in ihr, der immer heftiger und sehnsüchtiger wurde. Sie konnte nicht sterben, ohne Nala noch einmal gesehen zu haben. Nur einmal ihr sagen können, wie sie geliebt war, wie alles Verlangen sich daran klammerte, sie zu erretten. Noch schöner, sie zurückzuholen in das frohe Leben. Aber wohin gehen mit ihr? Geh' zu deinen Freunden mit ihr, sie werden sie lieben, so wie sie dich lieben, sie werden euch aufnehmen, wenn ihr keine Heimat mehr habt. So sprach eine Stimme in Re. Flieh zu ihnen, wo Friede und Frohsinn herrscht. Du wirst mit Nala ein neues Leben beginnen. Nur dieses Eine versuch noch ein einziges Mal. Wenn auch dies mißlingt, so soll dir das Leben verhaßt sein. Aber noch ist es ja schön, wenn Nala die Wunden deines Herzens heilt. Wenn du nun stirbst, so wartete sie umsonst auf dich und würde in der kalten Nacht weinen.

Ein wüstes Lärmen riß Re aus ihrer Versunkenheit. Sie blickte auf und konnte im Zwielicht das Drängen und Hasten einer Menge sehen, die die Straße hinuntereilte. Verfolgte man sie denn so wild, daß eine ganze Meute auf ihre Spur nachgeschickt wurde? Vorsichtig kroch sie in die nächste Nähe der Straße und lauschte, ob sie ein Wort aus dem erregten Gemurmel auffangen könnte.

„Es wird sehr kalt,“ sagte eine Stimme im Vorüber-eilen.

„Es macht nichts,“ erwiderte ihr Kamerad, „wir wollen doch zusehen, was mit der kleinen Königin ohne Reich geschieht.“

„Sie werden sie schön zurichten.“

„Komm rasch, sonst sind wir zu spät,“ und sie eilten dahin, nachdem sie ein bißchen verweilt hatten.

„Ach, die arme Prinzessin!“ rief Re unwillkürlich aus, und furchtbar fiel ihr das Schicksal dieser unschuldigen Seele aufs Herz. Ueber dem eigenen Leid hatte sie die Gefahr für die Prinzessin ganz vergessen. Wäre sie doch gleich zurückgelaufen! Sie hätte sie und ihre Leute vielleicht noch in Sicherheit bringen können. Nun war es am Ende zu spät. Wenn sie wenigstens die Straße hätte benutzen können! Aber sie war ja eine Feindin ihres Volkes, und gewiß hofften sie alle zusammen mit der Prinzessin auch ihrer selbst habhaft zu werden.

Koste es, was es wolle, sie hatte die Pflicht zu retten, was zu retten war, und unverzüglich machte sie sich im Dickicht neben der Straße her auf den Weg. Aber es war schon so dunkel, daß man kaum die nächsten Dinge sah.

Immer wieder mußte sie die Straße auffuchen, um sich einigermaßen zurechtzufinden. Aber auf die Straße selbst wagte sie sich nicht, denn noch immer tauschte erregtes Volk, sogar Sammlerinnen und allereinfachste Handwerker, den Weg, und schnellfüßige Boten eilten dahin. Danach läßt sich vorstellen, wie lange Zeit Re brauchte, um, von seelischer Qual erschöpft, wie sie war, sich zwischen Halmen und Steinen einen Durchgang zu schaffen. Endlich erreichte sie das freie Land, und nun hatte sie es leichter.

In der Nähe der Station hielt sie an. Sie hörte aufgeregte Laute zu ihrem Versteck herüberhallen, ein Schreien und Dröhnen von vielstimmiger Erregung. Es hatte ja keinen Zweck, daß sie sich dem Tod aussetzte.

Denn wenn sie ergriffen wurde, so konnte sie der Prinzessin erst recht nicht mehr nützen, und vielleicht war morgen eine Gelegenheit, sie lebend wiederzufinden und zu erretten.

Lange konnte ja auch die große Menge hier nicht verweilen, weil zu wenig Raum war. Der Lärm wollte indessen nicht nachlassen, solange auch Re wartete, und dies erschien ihr als ein wenig tröstliches Zeichen. Damit sie aber in der Abendluft nicht erstarrte, schlich sie sich an ein hohles Holz heran, das sie schon einmal bei früherer Gelegenheit benutzt hatte und lauschte von dort hinüber. Es lag weit genug abseits, daß sie ohne Furcht sein durfte überrascht zu werden, aber sie schlief nicht. Einmal glaubte sie fremde Laute und einen Schrei zu hören, aber sie überredete sich, daß es eine Täuschung gewesen sei. Noch einmal wurde der Lärm stärker, dann verstummte er, und sie nahm an, daß das meiste Volk sich auf den Heimweg gemacht hatte.

Wieder vergingen Stunden. Da öffneten sich die Wolken am Himmel, und der Vollmond trat hervor mit seinem wehmütigen und doch so kalten Glanz und beschien das Land vor ihr, in dem es erglühete, als wäre feinstes Glas ausgestreut. In der Mitte aber erhob sich eine dunkle Säule, und an deren Fuß zeichnete sich ein scharf umrissener Wulst ab, das waren die Vorbauten der Station am Fuß des Stammes. Es war keine Bewegung zu erkennen, eine traumhafte Stille deckte das Gefild, und Re fühlte ein andächtiges Weilen im Gemüt, einen verwegenen Frieden, der ganz im Gegensatz stand zu dem, was sie erlebt hatte und was sie hätte erfüllen müssen.

„Ach wie klein,“ sagte sie sich, „ist doch alles Hoffen,

alles Verlangen, als ob es das Schlimmste auf Erden wäre, die eigene Seele, das eigene Leben zur Ruhe und Vergessenheit zu bringen. Läge nicht der gleiche Friede, die gleiche stumme Hoheit des Mondes auf dieser Erde, wenn ich neben der Statthalterin gebettet wäre, und wäre mir nicht wohler so, als hier wie ein wildes Tier verschreckt und verfolgt nach der Fristung meines jämmerlichen Lebens schmachten zu müssen?“

In solchen Gedanken trat sie aus ihrem Schlupfwinkel hervor ins Licht und näherte sich vorsichtig der Station, mehr um etwas zu tun als in der Absicht, nach der Prinzessin zu schauen. Als sie auf ihrem Wege nichts Verdächtiges bemerkte, schweifte sie nach der Seite aus, um in einem Bogen das Tor zu gewinnen. Sie schlüpfte über den Schatten des großen Stammes, überstieg eine kleine Erhöhung und stand auf der verlassenen Straße.

Beim nächsten Schritt stieß sie auf etwas Dunkles, das da mitten auf der Bahn lag, es war eine tote Ameise, und daneben noch eine und ihr zur Seite gleich zwei, von denen der einen der Kopf fehlte. Die andere zuckte mit den Fühlern, als sie sie berührte, und erwacht stöhnte sie im Todeskampf.

Je mehr sie sich nun der Station näherte, umso häufiger stieß sie auf Leichen, es war, als hätte ein großer Kampf stattgefunden. Sie war sich bewußt, daß es tollkühn war, weiter vorzudringen, aber das Schicksal der Königin ließ ihr keine Ruhe mehr. Sie mußte wissen, was sich hier abgespielt hatte. Vorsichtig schlich sie voran und behielt scharf das Tor im Auge. Da hörte sie neben sich ein Röcheln.

„Wer bist du?“ fragte sie und wandte sich der Verwundeten zu. Sie erhielt die Antwort in fremder

Sprache. Es war eine der Pfadsucherinnen, die mit Iffi gegangen waren.

„Ihr habt uns verraten,“ stöhnte sie.

„Wie? Hat man euch angegriffen?“ fragte Re und versuchte sie aufzurichten. Aber sie zuckte nur und gab keine Antwort mehr.

„Bist du es, Re?“ fragte eine Stimme dicht daneben.

„O, Iffi, du bist es. Wie dank ich dem Schicksal, daß ich dich wiederfinde.“

„Für nicht sehr lange mehr,“ erwiderte sie und schüttelte sich. „Es ist das Gift; ich hab es im Leib, in den Augen, überall. O, wie das brennt.“

„Bist du sehr verletzt?“ fragte Re schmerzlich. „O, Iffi, wie kommst du hierher?“

„Ich sterbe. Wir sind alle niedergemacht worden.“

„Nein, Iffi, du darfst nicht sterben, soll ich dich aufrichten? Laß mich nicht allein. Aber wie kommst du hierher?“

„Alle tot,“ wiederholte Iffi. „Es war spät geworden, und ich hat unsere Gefährten, mit mir in der Station über Nacht zu bleiben. Aber wir hatten den Eingang noch nicht betreten, als wir wie wilde Tiere angefallen wurden. Ich versuchte den Irrtum aufzuklären, aber man hörte nicht auf mich, und dann sah ich, wie sie die tote Prinzessin umherschleiften und ihren Spott mit ihr trieben, und man rief, die Statthalterin und du ihr wäret auch tot.“

Ich verstand von alledem nichts, aber wir kämpften bis auf den letzten Mann. Niemals sind so viele Ameisen, nicht nur Soldaten in der Station gewesen, sonst wären

wir wohl nicht so leicht unterlegen. Aber wo ist die Statthalterin?"

„Sie ist tot,“ sagte Re gedämpft.

„Ach, ist es wahr?“ fragte Iffi, „so hatte ich es mir heute früh nicht gedacht. Aber nun geh' und laß mich hier sterben. Es ist nicht recht, daß du bei mir bleibst. Ich bringe es allein fertig, und vielleicht erlöst mich ein mitleidiger Räuber von meinen Qualen.“

„Wo hast du Schmerzen?“ fragte Re.

„Überall, sorg dich nicht. Geh', es ist gleich aus,“ setzte sie dringlich und sichtlich erschöpft hinzu, und Re wandte sich ab, bis der letzte Atem aus ihr gewichen war, und das Stöhnen aufhörte.

Verstört schritt Re weiter über Tote und Verwundete hinweg, die keines Wortes, kaum eines Stöhnens noch mächtig waren. Eine Spinne sprang mit ihrem Raub in den Fängen vor ihr auf und flüchtete in die Gräser. Was sollte sie noch für Beweise erwarten?

Sie kehrte um, duckte sich aber gleich nieder, als sie einen unförmlichen Klumpen auf der Straße einerschwanen sah. Es war eine einzelne Ameise, die sich mühselig von der Stelle schleppte, sie kroch auf zwei Beinen, die übrigen schleifte sie lahm hinterher. Bei Re angekommen blieb sie stehen und schlug der zunächst liegenden Toten auf den Rücken.

„He, Jüngelchen,“ schrie sie heiser, „aufwachen. Laßt ihr die Alte allein mit ihren Krüppelbeinen. Ihr Nichtsnutze! Ha, diesmal gehts gründlich zu Ende,“ und sie lachte wie eine Wahnsinnige hinaus.

„Weiter, weiter,“ flüsterte sie dann zu sich selbst, „au, das geht nicht mehr. Jetzt bleibt mir noch ein einziges Bein.“

Re hatte die Alte erkannt, mit der sie damals den Baum bestiegen hatte, mehr an der Art zu reden als an der Gestalt, denn da war kein Unterschied der Glieder mehr, Kopf, Brust und Leib bildeten eine verworrene Kugel, und ein Teil der Eingeweide hing am Boden. Schauernd trat Re hervor, ging hin und hob ihr den Kopf hoch, der seitlich herunterzufallen drohte.

„Arme Alte, wie haben sie dich zugerichtet! — Aber wie kommst du auch hierher? Was hast du hier gewollt in diesem schrecklichen Kampf?“

Die Alte schien unter Res Streicheln aus der Ohnmacht zu erwachen. „Holla,“ schrie sie und wollte sich aufraffen, denn sie hatte wohl vergessen, daß ihr alle Glieder gelähmt waren, „endlich jemand, der mich führen kann. Verflucht, ich weiß nicht, ob ich diesmal davon komme.“

„Tröste dich, Gute,“ begütigte Re, „du hast ein langes Leben hinter dich gebracht. Ich hätte nicht geglaubt, dich wiederzusehen.“

„Elender Grünschnabel, du, wo hast du deine Eihaut gelassen?“ geiferte sie lachend zurück, „ja freilich, warum sollst du mich nicht mehr sehen? Sag’ mir doch lieber, wo der Weg geht.“

„Du bist schon recht, aber du kommst nicht weiter, fürchte ich.“

„Freilich, sie haben mir in den Hals gebissen. Aber nur halb, und dann hat mir ein fremder Geselle den Leib aufgerissen, und Gift gab es genug. Die Beine sind zu schwer, es geht nicht, aber ich muß weiter jetzt, ich verlier ja hier meine Zeit.“

„Leg’ dich hin,“ befahl Re, „dann wird dir besser.“

„Es geht schon. Wenn ich jetzt sterbe, so hab ich doch

Glück gehabt. Ich bin von keinem Vogel erwischt worden, kein Käfer und keine Spinne hat mich untergekrüegt, ich bin nicht krank gewesen, nicht zu Tod gestürzt, nicht zertreten, nicht auf Leim gegangen, nicht ertrunken.“

Re mußte lächeln bei dieser Aufzählung. Wie glücklich die Alte war, daß sie all diesen Gefahren getrotzt hatte.

„Und was tust du hier?“ fragte Re wieder.

„Ich war auf dem Heimweg.“

„Woher?“

„Woher sonst als vom Baum her?“

„Und was ist dir zugestoßen?“

„Ich weiß nicht. Die Kerle haben alles umgebracht. Jetzt muß ich aber weiter, du einfältiger Narr — ich muß Saft holen, ich bringe viel mit.“

Das war ihr letztes Wort. Der Kopf fiel zur Seite und ließ nur einen feinen weißen Strang sehen, der ihn mit der Brust verband. Re stand stumm neben der kleinen Leiche, und ein wirklicher Neid stieg in ihr auf.

O daß sie doch dem fremden Laut getraut hätte, der an ihr Ohr gedrungen war! Dann hätte sie mitgekämpft und läge nun auch hier als Opfer der Treue und Pflicht. Für welche grausame Härte spart das Schicksal mich auf, dachte sie, und dann riß sie sich los von diesem Ort, der ihr plötzlich in wildem Grauen unheimlich erschien, ging ein Stück weit in ihren Spuren zurück, aus Furcht, auf weitere Leichen zu stoßen, wandte sich dann in scharfem Winkel ab und eilte immer rascher den wohlbekannten Weg zu dem Schollenfeld hinab. Der Mond und die Sehnsucht waren ihre Lichter.

Elftes Kapitel.

Die Angst vor ihresgleichen hatte in Re eine solche Gestalt angenommen, daß sie sich nur mit äußerster Vorsicht dem Bau der Riesen näherte. Bei jedem Schritt blieb sie stehen und lauschte, und immer bekommener wurde ihr zu Mut.

„Was werde ich Nala sagen,“ fragte sie sich, „wohin soll ich sie führen in dieser dunklen kalten Nacht, in der sogar ich befe vor Entbehrung? Wird sie nicht rasch müde werden und erstarren? Wird sie nicht in ihre Stadt zurückkehren wollen, und wie soll ich ihr sagen, daß ich geächtet und verfolgt bin?“

Aber was konnte alles Sinnen und Sorgen helfen? Wenn sie nur Nala sehen durfte! Vielleicht würde sie Stunden lang warten und Nala erschien nicht. Dann würde sie auf der Stelle liegen bleiben, und keine Macht der Welt sollte sie dem Tod zu entreißen vermögen.

Mit diesem Entschluß im Herzen stieg sie den düsternen, glatten Kegelempor, der von langen Halmen und Unkraut bestanden war. Es herrschte tiefste Stille, nicht anders als damals, da sie aus Irrtum in den Eingang geraten war. Nur wich sie heute sorgfältig jeder Heiligkeit aus, schlich ein Stück weit im Schutze der vorspringenden Zinne, die in halber Höhe die Burg säumte, und befand sich nun dem Eingang gegenüber. Es war niemand zu sehen, und ein Sprung brachte Re in die unmittelbare Nähe unter den Schutz eines breiten Un-

trautblattes. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Bald war die Zeit des ersten Wiedersehens gekommen. Wenn sie ihr Wort hielt, wenn es überhaupt Nala war, mit der sie gesprochen hatte, so mußte sie bald erscheinen. Der Mond stieg höher und höher, nun beschien er klar den Eingang und griff das Dunkel an, das Nala verwahrte, dieses gewalttätige Dunkel, das zugleich doch so friedlich zur Wärme und Geselligkeit einlud.

War das nicht eine Bewegung im Dunkel des Gewölbes, ein Spiel tastender Fühler, nun ein Köpfchen, das sich bewegte? Ja, es war eine Gestalt, eine kleine schwarze Gestalt, deren Anblick Re in Verzücung versetzte. Aber sie blieb klug und verhielt sich noch ruhig. Nun schlüpfte es hinaus und sah sich um. Re machte ein leises Geräusch mit dem Blatt. Die Gestalt wollte schon umkehren, nun heftete sie den Blick auf die Stelle, schien aber unschlüssig, ob sie sich nähern oder fliehen sollte. Ein Schauer lief durch ihre kleinen Glieder.

Nun konnte Re sich nicht mehr halten und rief Nalas Namen.

„Re?“ antwortete es, „bist du es? Bleib in deinem Versteck! Ich komme.“

Noch einmal horchte sie durch den Eingang hinunter, dann war sie mit einem Sprung an Res Seite.

„Nala,“ rief Re laut vor Glück, „Nala, bist du es wirklich?“

„Ja, ich bins. Erkennst du mich nicht?“

„O ja, ich erkenne dich und du, erkennst du mich wieder?“

„Du bist Re.“

„Ja ich bin es,“ und Tränen drangen beiden aus den Augen.

Nach einer Weile stummer Freude und vieler Liebesung sagte Re: „Treust du dich, daß ich gekommen bin? Lange habe ich dich gesucht.“

„Ich wußte es, daß du mich suchen würdest,“ erwiderte Nala und betrachtete mit Stolz die kräftige glänzend schwarze Gestalt ihres Kameraden.

„Du hast mich gerettet,“ begann Re wieder.

„O, sprich nicht davon, die Angst um dich kam mir erst nachher zum Bewußtsein. Aber, laß mich ein Weilchen los, ich muß horchen, ob niemand kommt.“

Mit diesen Worten eilte sie aus dem Versteck an den Eingang und horchte wieder hinab. „Wenn sie wiederkehrt, werde ich es ihr sagen müssen,“ dachte Re.

Da stand sie wieder unter dem Blatt. „Wie du zitterst,“ begann Re. „Komm nah zu mir. Ich will dir von der Stadt erzählen, in der wir geboren sind.“

„Ach, sind denn nicht alle getötet worden. Sicher ist sie wüst und verödet.“

„O nein, sie ist reich und voller Volk.“

Re verstand nicht, warum Nalas Augen sich plötzlich mit Tränen füllten.

„Ich kann nicht zurück in meine Heimat,“ stieß sie hervor.

Re fiel bei diesen Worten ein Stein vom Herzen.

„Nein, wir wollen nicht zurück in die Stadt. Du bist mein Kamerad, ich führe dich zu meinen Freunden. Sie kennen dich fast so gut wie mich, soviel habe ich ihnen erzählt. O, nun bin ich glücklich, daß du es selbst gesagt hast. Komm, laß uns rasch gehen. Bei meinen Freunden werde ich dir erzählen, wie es mir ergangen ist, warum wir keine Heimat mehr haben.“

„Ich kann nicht, liebe Ke,“ erwiderte Nala fest und sah mit tränenüberströmten Augen zu ihr auf.

„Laß dich von mir führen, Nala, nun liegt ein schönes Leben vor uns, und nie wieder werden wir uns trennen.“

„Wir müssen uns trennen,“ entgegnete es traurig zurück, „lebe wohl Ke, mein Kamerad, ich muß zurück.“

Jetzt erst verstand Ke, was sie sagte. „Ich lasse dich nicht gehen, Nala, nein, ich laß dich nicht. Du mußt mit mir kommen.“

Als sie aber Nala ins Auge sah, und die ernste strenge Trauer in ihrem Gesicht bemerkte, überfiel eine namenlose Verzagttheit ihr Herz, so daß sie den Tränen nicht länger standzuhalten vermochte. „Warum, warum?“ fragte sie dumpf beschwörend vor sich hin. „Sag nicht, daß du mich wieder verlassen willst. Denn all mein Leben hängt an dir.“

„Hör mich an,“ erwiderte Nalas Stimme gefaßt, „du mußt mich anhören, wenn du mir auch nie verzeihen wirst. Merk dir wohl, was ich sage. Du bist mein Kamerad nicht mehr, ich habe dir schlecht die Treue gehalten, die wir uns schwuren. Nun werde ich gestraft, daß ich von dir lassen muß, und du wirst nie wieder mich sehen wollen und wirst mich verachten.“

„Nein, das werde ich nie,“ stotterte Ke leidenschaftlich, „nein ich kann es nicht, und dein Auge spricht eine andere Sprache als dein Mund.“

Da erzählte Nala von Anfang an, wie es ihr ergangen war, und wie sie dem braunen Geko die Kameradschaft versprochen hatte, weil er für sie sein eigenes Leben aufs Spiel gesetzt hatte.

Ke lachte gezwungen. „Das ist der ganze Grund,

weshalb du mich allein lassen willst? Brauchst du einem braunen Gesindel, diesem garstigen Possenreißer, ein Wort zu halten, weil er gedankenlos sein Leben eingelegt hat? Das haben andere tausendmal getan.“

„Sag' kein häßliches Wort über Geko,“ erwiderte Nala streng und stand mit frostigem aber freiem Lächeln auf, „du wirfst meinen Kameraden nicht beschimpfen. Er ist mir gut genug und alles tut er für mich, und wenn jemand zu schelten ist, so bin ich es, daß ich die Treue einmal gebrochen habe. Aber ein zweites Mal das Gleiche tun kann ich nicht. Dazu bin ich nicht schlecht genug, und du bist dafür zu gut. An Geko kann ich vielleicht gut machen, daß ich dich betrogen habe, aber an dir nicht, wenn ich ihn betröge. Du mußt mich verachten, und würdest es bald tun, wenn ich mit dir ginge. Mein Leben ist dahin, rette das deine.“

Dann aber verfiel sie in ein Schluchzen, das nicht enden wollte. Re stand ratlos. Noch immer wollte sie nicht begreifen, daß Nala hier neben ihr stand, und sie sollte ohne sie fortgehen.

„So liebst du deinen Geko mehr als mich?“ gährte es dumpf in Res Seele.

„Nein, Re, ich liebe dich, und Geko werde ich nie lieben können. Siehst du, nun sprichst du es selbst aus, was ich fürchtete. Und wie oft müßtest du es sagen. Du würdest es nie verzeihen, und so wärst du nur unglücklich mit mir, die nie wieder fröhlich wird sein können, nie wieder.“

„Und wenn ich dir verzeihe,“ stöhnte Re, „ich verlange ja nichts als dich; wenn du nicht mit mir kommst, so wirfst du mich morgen an dieser Stelle tot finden.“

Nala strich Re über die Stirn. „Nein, Re, das wirfst

du nicht tun. Wenn du mich liebst, wirst du zurückgehen in das Leben, das du bisher geführt hast, und wirst nie vergessen, wie weit von dir eine dir ergebene Seele sich nach dir sehnt. Still, laß, ich muß schauen."

Nala huschte über die kleine Strecke Mondschein und horchte wieder. Ke sah ihr nach in fassungsloser Traurigkeit. Aber sie kam nicht mehr zurück. „Lebe wohl," flüsterte sie hinüber, „lebe wohl Ke und vergiß deine Nala nicht, lieber Kamerad."

Ke sprang vor und stürzte der Fliehenden nach. „Morgen um dieselbe Stunde," rief sie laut, unter Verachtung jeder Gefahr.

„Nie, nie wieder," klang es flüsternd zurück, und Ke überlief ein Fieberzittern, als wäre dies alles ein müßter Traum, den es abzuschütteln gälte.

*

*

*

Im ersten Morgengrauen traf Ke bei ihren Freunden ein. Sie war sich selbst nicht klar, was sie tat. Schließlich winkten dort ein paar Stunden Ruhe, und dann mochte mit ihr geschehen, was das Schicksal bestimmte. Sie traf die ganze Stadt in höchster Erregung, so daß sie erst nach langem Suchen Affi zu finden vermochte. Mit Tränen in den Augen kam sie Ke entgegen.

„Wir haben gestern abend einen Ueberfall der Räuber auszustehen gehabt. Sie haben fast alle Puppen erbeutet. Wir sind heute ein armes Volk, und die besten Soldaten sind gefallen."

„Wo ist Silja?" fragte Ke und hielt Affi fest. „Ich habe euer Unglück schon gehört."

„Silja ist tot."

Ke antwortete nichts. Es ging allen anderen auch

nicht besser wie ihr selbst. „Ich möchte bei euch bleiben,“ sagte Re einfach, „und will euch helfen, wieder mächtig und stark zu werden.“

Alfi schaute erstaunt auf. „Du bist uns willkommen,“ erwiderte sie dann. Du hast viel erfahren, und deine Klugheit wird uns gut beraten. Wir haben beschlossen auszuwandern, wir ziehen in ein anderes Land. Dort wollen wir ein neues Leben beginnen, wenn es auch härter und gefährvoller werden sollte. Wir wollen ein freies friedliches Volk sein.“

„Das wollen wir,“ bekräftigte Re, „wir wollen ein neues Leben anfangen.“

E n d e.

Gedruckt 1920 bei Otto Weber, Heilbronn a. N.

Walter Seifert, Verlag, Stuttgart/Heilbronn.

Theodor Etzel

Das Urwaldkind

M ä r c h e n r o m a n

Ein Märchenbuch, und doch kein Märchenbuch im üblichen Sinne: eine Geschichte vielmehr, abenteuerlich, märchenhaft und vor allem voller uner-schöpflicher Phantasien. Alles ist hier auf Phantasie eingestellt. Und wird in einem Tone erzählt, der Kinder in regste Spannung versetzt und Erwach-senen dieses Märchenbuch wahrhaft zu einem Roman macht, der zu größter Hingabe verleitet. Es blüht und übersprudelt hier von Einfällen. Bei Etzel belebt sich der Urwald: tote Dinge werden lebendig, Lebendiges verwandelt sich, Tiere tragen Menschen-züge, einfältige Dinge umhüllen sich mit Mänteln des Wunderbaren. Dabei liegt ethisches Wollen klar zutage.

Etzel hat damit das Märchenbuch geschrieben, das uns gefehlt hat; weitab vom Herkömmlichen ohne Vorgänger und wahrscheinlich ohne Nachfolger. Er erreicht Außerordentliches und erreicht es mit echt dichterischen, niemals künstlich aufgemachten Mitteln. Diese Linie der Einfachheit ist wohlthuend, wie dieses ganze phantastisch-märchenhafte Buch.

Walter Seifert, Verlag, Stuttgart/Heilbronn.

Von Bernd Isenmann erschienen ferner:

Jean Philipps Erbe

Roman.

Dieser Roman führt uns in das lothringische Land, das der Autor mit so viel Liebe aufsucht. Der Schauplatz erweitert sich zu einem großen Lebensbild, in dessen Mittelpunkt der junge, leidenschaftliche, allzu weiche und ideale Jean-Pierre steht. Im Gegensatz zu seinem Vater hängt er der einzigen Liebe seines Lebens mit einer Zartheit, Hingebung und Opferkraft nach, die ihn zu tätiger Leistung durchdringen würde. Aber er verhält sich leidend; der derbere, vom Lebenskampf geklärte ältere Bruder, den Jean-Pierre über alles liebt, heilt die enttäuschte Geliebte in seinen Armen.

In diesem Rahmen erleben wir Niederbruch und erneuten Aufstieg der Familie, die aus der Enge des väterlichen Hauses sich ins Weite verstreut. Die verschiedenen Anlagen der Christophs treten in einzelnen Vertretern manchmal in wunderlicher Mischung auf und ergänzen das Bild mit heiteren, humorvollen Strichen. So gehen die einen zu Grunde, die andern münden in neues, hoffnungsvolles Leben.

Eine Heerschau auf Montpis

Neue Lothringer Novellen.

Auch mit diesem Buche wendet sich der Autor an diejenigen, denen echte Heimatkunst noch etwas zu sagen weiß. Es mag wohl sein, daß heutzutage viele mit Haß oder Aerger an unser einstiges Reichsland denken, als sei es des Schweißes der Edlen nicht mehr wert, sich darum zu kümmern. Das Buch wird sie belehren zu fröhlicher und besinnlicher Einklehr. In längst vergangenen Zeiten spielen die Schicksale des Buches, die sich

Walter Seifert, Verlag, Stuttgart/Heilbronn.

wie liebe Familienerinnerungen lesen und uns mit dem starken, eigenartigen Wesen bekannt machen, das die Familie der Christophs auszeichnet.

Ueber den ersten Band der Lothringer Novellen von Bernd Isenmann urtheilt die Presse:

In vier, nur lose miteinander verbundenen Novellen schildert uns der Verfasser den Aufstieg und Niedergang eines Lothringer Bauerngeschlechts. Das Abenteuer ist mit einem so entzückenden, vielleicht hin und wieder für empfindsame Seelen etwas zu derben Humor erzählt, daß man sogar beim Lesen laut auflachen muß. Den Inhalt angeben, hieße den eigenthümlichen Reiz der Novelle zerpflücken.

Hamburger Fremdenblatt.

... Das ist, was einen an dieses Buch fesselt. Ein ganz eigenthümliches Gefühl, das ich, weiß Gott, bei keinem anderen Buch noch hatte. Es ist, als duftete der Saft des Landes aus diesen Zeilen, und man genießt ihn, beinahe losgelöst vom Stoffe. Ich habe selten ein Buch mit so viel innerstem Behagen gelesen. Und so wünsche ich dieses Behagen auch andern. Sie werden keine Sensationen, aber einen freudigen Genuß davon haben — was hunderttausendmal mehr bedeutet!

Berliner Börsen-Courier.

Mit wenigen raschen, sicheren Griffen werden da die Kulissen zusammengeschoben, bald ist es da, das Theater späterer Begebenheiten, ein paar Figuren huschen vorbei, etliche Brocken eines imaginären Dialogs schlagen an unser Ohr, das Wunder ist geschehen, wir fühlen uns in einem klar begrenzten Lande, obzwar es uns nicht geschildert wurde, in einer längstvergangenen Zeit, obzwar das auch nur flüchtig erwähnt wird, und wir empfinden alles als sichere Wahrheit, als authentische Begebenheit, obwohl der Dichter mit Schelmenlachen versichert, das sei alles nur so zusammensabuliert, obzwar er sich direkt dagegen verwahrt, es in alten Familienchroniken aufgestöbert zu haben.

Pester Lloyd.

